This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

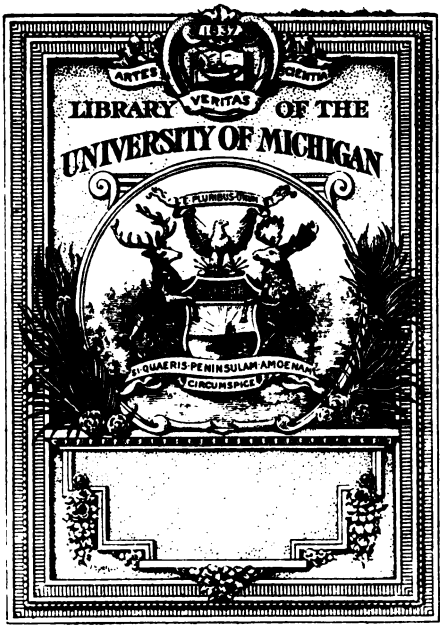
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 926,798

GERHART·HAUPTMANN

DAS FRIEDENSFEST

UNIV. OF MICH.


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

S.F.

Von Gerhart Hauptmann erschien im gleichen Verlage:

Bahnwärter Thiel. Der Apostel. Novellistische Studien. 6. Auflage.

Vor Sonnenaufgang. Soziales Drama. 9. Auflage.

Das Friedensfest. Eine Familienkatastrophe. 6. Auflage.

Einsame Menschen. Drama. 17.—18. Auflage.

De Waber. Schauspiel. Originalausgabe. 2. Auflage.

Die Weber. Schauspiel. Übertragung. 31.—32. Auflage.

College Crampton. Komödie. 7. Auflage.

Der Biberpelz. Eine Diebskomödie. 10. Auflage.

Hannele. Eine Traumdichtung. Illustriert (vergriffen).

Hanneles Himmelfahrt. Eine Traumdichtung. 12. Auflage.

Florian Geyer. 6. Auflage.

Die versunkene Glocke. Ein deutsches Märchendrama. 58. Auflage.

Fuhrmann Henschel. Schauspiel. Originalausgabe. 16. Auflage.

Fuhrmann Henschel. Schauspiel. Übertragung. 12. Auflage.

Schluck und Jau. Spiel zu Scherz und Schimpf. 10. Auflage.

Michael Kramer. Drama. 9.—10. Auflage.

Der rote Hahn. Tragikomödie. 7.—8. Auflage.

Der arme Heinrich. Dramatische Dichtung. Mit Buchschmuck von H. Vogeler. 14.—23. Auflage.

Rose Bernd. Schauspiel. 9.—12. Auflage.

Das Friedensfest

Eine Familienkatastrophe

Bühnendichtung von

Gerhart Hauptmann

Sechste Auflage

Berlin 1904
S. Fischer, Verlag

Sowohl Aufführungs- als Nachdrucks- und Uebersetzungsrecht
vorbehalten

Den Bühnen gegenüber Manuskript

Sie finden in keinem Trauerspiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Füßen fällt ꝛc. . . . .

Es hat ihnen nie beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung sei; vielleicht weil sie viel zu mechanisch denken und fühlen, als daß sie sich irgend einer Thätigkeit dabei bewußt wären. — Ernsthaft sie zu widerlegen, würde eine unnütze Mühe sein.

Lessing.
Abhandlungen über die Fabel.

138723

Dem Dichter

Theodor Fontane

ehrfurchtsvoll

zugeeignet.

Handelnde Menſchen

Dr. med. Fritz Scholz, 68 Jahre alt.
Minna Scholz, deſſen Ehefrau, 46 Jahre alt.
Auguſte, 29 Jahre alt
Robert, 28 Jahre alt } deren Kinder.
Wilhelm, 26 Jahre alt
Frau Marie Buchner, 42 Jahre alt.
Ida, ihre Tochter, 20 Jahre alt.
Friebe, Hausknecht. 50 Jahre alt.

Soweit möglich, muß in den Masken eine Familienähnlichkeit zum Ausdruck kommen.

Die Vorgänge dieſer Dichtung ſpielen ſich ab an einem Weihnachtsabend der 80er Jahre in einem einſamen Landhaus auf dem Schützenhügel bei Erkner (Mark Brandenburg).

Der Schauplatz

aller drei Vorgänge ist eine hohe, geräumige Halle, weiß getüncht, mit alterthümlichen Bildern, wie auch mit Geweihen und Thierköpfen aller Art behangen. Ein Kronleuchter aus Hirschgeweihen in der Mitte der Balkendecke angebracht, ist mit frischen Lichtern besteckt. Mitten in der Hinterwand ein nach innen vorspringendes Gehäuse mit Glasthür, durch die man das schwere, geschnitzte Eichenportal des Hauses erblicken kann. Oben auf dem Gehäuse befindet sich ausgestopft ein balzender Auerhahn. Seitlich über dem Gehäuse rechts und links je ein Fenster, befroren und zum Theil mit Schnee verweht.

Die Wand rechts weist einen offenen, thorartigen Bogen auf, der nach der Treppe in die oberen Stockwerke führt. Von zwei niedrigen Thüren derselben Wand führt die eine nach dem Keller, die andre zur Küche. Die gegenüberliegende Wand hat ebenfalls zwei Thüren, welche beide in ein und dasselbe Zimmer führen. Zwischen diesen Thüren eine alte Standuhr, auf deren Dach ein ausgestopfter Kauz hockt. Die Möblirung des Raumes besteht aus alten, schweren Eichenholztischen und Stühlen. Parallel mit der Seitenwand, rechts vom Zuschauer, eine weiß gedeckte Tafel. Rechts im Vordergrund ein eisernes Oefchen mit längs der Wand hingehender Rohrleitung. Alle Thüren sind bunt, die Thürfüllungen mit primitiven Malereien, Papageien ꝛc. darstellend, versehen.

Erſter Vorgang.

Die Halle iſt mit grünen Reiſern ausgeſchmückt. Auf den Steinfliesen liegt ein Chriſtbaum ohne Fuß. Friebe zimmert auf der oberſten Kellerſtufe einen Fuß zurecht. Einander gegenüberſtehend zu beiden Seiten der Tafel beſchäftigen ſich Frau Buchner und Frau Scholz damit, bunte Wachslichte in den dazu gehörigen Tüllen zu befeſtigen. Frau Buchner iſt eine geſundausſehende, gut genährte, freundlich blickende Perſon, einfach, ſolid und ſehr adrett gekleidet. Schlichte Haartracht. Ihre Bewegungen ſind beſtimmt, aber vollkommen ungezwungen. Ihr ganzes Weſen drückt eine ungewöhnliche Herzlichkeit aus, die durchaus echt iſt, auch wenn die Art, mit der ſie ſich kund giebt, zuweilen den Eindruck der Ziererei macht. Ihre Sprache iſt gefliſſentlich rein, in Momenten des Affects deklamatoriſch. Ein Hauch der Zufriedenheit und des Wohlbehagens ſcheint von ihr auszugehen. — Anders Frau Scholz. Sie iſt eine über ihre Jahre hinaus gealterte Perſon mit den beginnenden Gebrechen des Greiſenalters. Ihre Körperformen zeigen eine ungeſunde Fettanſammlung. Ihre Hautfarbe iſt weißlichgrau. Ihre Toilette iſt weniger als ſchlicht. Ihr Haar iſt grau und nicht zuſammengerafft; ſie trägt eine Brille. Frau Scholz iſt ſchußrig in ihren Bewegungen, ruhelos, hat eine zumeiſt weinerliche oder winsliche Sprechweiſe und erregt den Eindruck andauernder Aufgeregtheit. Während Frau Buchner nur für andere zu exiſtiren ſcheint, hat

Frau Scholz vollauf mit sich selbst zu thun. — Auf der Tafel zwei fünfarmige, mit Lichtern besteckte Girandolen. Weder der Kronleuchter noch die Girandolen sind angesteckt. Brennende Petroleumlampe.

Friebe führt mit dem Beil einen Schlag. Da jeht mer ooch keen Schlag nich fehl.

Frau Scholz. — Ffff! Ich kann's doch aber nich hören, Friebe! Wie oft hab ich Ihn'n schon . . . wie leicht kann Ihn'n das Beil abfahren. Auf Steinen hackt man nich Holz!

Friebe. Da jarantir ick for. Wofor wär ick d'nn sonst zehn Jahre Rejimenter jewesen?

Frau Buchner. Regimenter?

Frau Scholz. Er war Vorarbeiter in den königlichen Forsten.

Friebe. Keen — er schlägt zu — Schlag — da — ä! — er schlägt — komm ick for uff. Er steigt herauf, betrachtet was er gemacht hat, bei der Lampe und befestigt dann den Christbaum, so daß er aufrecht steht. Friebe ist klein, bereits ein wenig gebeugt, obeinig und hat eine Glatze. Sein kleines, bewegliches Affengesichtchen ist unrasirt. Kopfhaare und Bartstoppeln spielen in's Gelblichgraue. Er ist ein Allerweltsbastler. Der Rock, welchen er trägt, ein Ding, das von Putzpulver, Oel, Stiefelwichse, Staub ꝛc. starrt, ist für einen doppelt so großen Mann berechnet, deshalb die Aermel aufgekrempt, die Rockflügel weit übereinander gelegt. Er trägt eine braune, verhältnißmäßig saubre Hausknechtsschürze, unter welcher er von Zeit zu Zeit eine Schnupftabaksdose hervorzieht, um mit Empfindung zu schnupfen. Der Baum ist befestigt. Friebe hat ihn auf die Tafel gehoben, steht davor und betrachtet ihn. Een janzet — schönet —

richtijet — Tannenbäumken! Mit wegwerfender Ueberlegenheit zu den Frauen hinüber. 's is woll jar keens, wat?

Frau Buchner. Als ehemaliger Forſtmann müſſen Sie ja das wohl unterſcheiden können.

Friebe. Na jewiß doch, det wär ja noch verrückter! Was de nu de Fichte is . . . .

Frau Scholz unterbricht ihn ungeduldig. Wir dürfen uns beileibe nich aufhalten, Friebe. Meine Tochter hat extra geſagt: daß Du mir Frieben ſchickſt.

Friebe. Na . . . . i! . . . . meinswejen doch. Mit einer wegwerfenden Handbewegung ab durch die Küchenthür.

Frau Buchner. An dem habt Ihr wohl was?

Frau Scholz. I warum nich gar! 'n ganz verdrehter Zwickel. Wenn nich mei' Mann . . . . na ſehen Se, ſo war mei' Mann. Dieſe alte Schnupftabaknaſe, die war nu für ihn, die mußt er den ganzen Tag um ſich haben, ſonſt war ihm nich wohl. Ein zu merkwürdiger Mann!

Auguſte in Haſt und Beſtürzung von draußen herein. Innen angelangt ſchlägt ſie die Glasthür heftig in's Schloß und ſtemmt ſich dagegen, wie um Jemand den Eintritt zu verwehren.

Frau Scholz auf's heftigſte erſchrocken ſchnell nach einander. O! Gottogottogott!!!

Frau Buchner. — Ja — was . . . ?

Auguſte iſt lang aufgeſchoſſen und auffallend mager, ihre Toilette iſt hochmodern und geſchmacklos. Pelzjacke, Pelzbarett, Muff. Geſicht und Füße ſind lang; das Geſicht ſcharf, mit ſchmalen Lippen, die feſt auf einander paſſen und Zügen der Verbitterung. Sie trägt eine Lorgnette. Mit der Aufgeregtheit der Mutter verbindet ſie ein pathologiſch offenſives Weſen.

Dieſe Geſtalt muß gleichſam eine Atmoſphäre von Unzufriedenheit, Mißbehagen und Troſtloſigkeit um ſich verbreiten.

Auguſte. Draußen . . meiner Seele . . es iſt Jemand hinter mir hergekommen.

Frau Buchner die uhr ziehend. Wilhelm vielleicht ſchon — nein, doch nicht. Der Zug kann noch nicht da ſein. Zu Auguſte. Warten Sie doch mal! Sie greift nach der Thürklinke, um ſie zu öffnen.

Auguſte. Nich doch, nich doch!

Frau Buchner. Sie ſind nervööös, liebes Kind. Sie geht durch die Glasthür und öffnet das Außenportal. Ein wenig zaghaft. Iſt Jemand hier? — Reſolut. Iſt Jemand hier? Pauſe, keine Antwort.

Frau Scholz erboſt. Großartig wirklich! — Ich dächte, ma' hätte gerade genug Aufregung. Man kann ja den Tod davon haben. Was Du och immer haſt!

Auguſte. Haben! haben! — batzig — was ich nur immer haben ſoll?!

Frau Scholz. Du biſt ja recht liebenswürdig zu Deiner Mutter!

Auguſte. Ach, meinswegen! — Soll man ſich etwa nicht fürchten, wenn man . . im Stockfinſtern — mutterſeelenallein . .

Frau Buchner die Hände von rückwärts um ihre Taille legend, begütigend. Hitzkopf, Hitzkopf! — Wer wird denn immer gleich ſoo ſein?! — Kommen Sie — iſt ihr beim Ablegen behülflich — ſo — ſehen Sie!?

Auguſte. Ach Frau Buchner, 's is auch wahr!

Frau Buchner. Hört mal, Herrſchaften; vier lange Tage ſind wir nun ſchon bei Euch. Ich dächte . . . .

wollt Ihr mich nicht Du nennen? — Ja?! — Schön! Also . . . . Umarmt und küßt Auguste, desgleichen Frau Scholz.

Frau Scholz, bevor sie die Umarmung entgegennimmt. Wart' nur, wart, ich habe Wachshände.

Frau Buchner zu Auguste, welche an das Oefchen getreten ist, um sich zu wärmen. Gelt, jetzt ist Dir schon gemüthlicher? — War die Bescheerung hübsch?

Auguste. Na, ich geh jedenfalls nicht mehr hin. Schlechte Luft, eine Hitze zum Umkommen.

Frau Buchner. Hat der Herr Pastor schön gesprochen?

Auguste. So viel steht fest: wenn ich arm wäre, ich hätte auf die Rede des Großmann hin . . . . wahrhaftig den ganzen Bettel hätte ich ihnen vor die Füße geschmissen.

Frau Buchner. Es ist aber doch ein großer Segen für die armen Leute.

Man hört hinter der Scene durch eine helle, schöne Frauenstimme gesungen:

*) „Wenn im Haag der Lindenbaum
Wieder blüht,
Huscht der alte Frühlingstraum
Durch mein treu Gemüth".

Ida tritt ein von der Treppe her. Sie ist zwanzig Jahre alt und trägt ein schlichtes, schwarzes Wollkleid. Sie hat eine schöne, volle Gestalt, sehr kleinen Kopf und trägt das lange, gelbe Haar bei ihrem ersten Auftreten offen. In ihrem Wesen liegt etwas Stillvergnügtes, eine verschleierte Heiterkeit und Glücks-

*) Herzenstestament. Komponirt von Max Marschalk.

zuverſicht; demgemäß iſt der Ausdruck ihres klugen Geſichts meiſt heiter, geht aber auch mitunter plötzlich in einen milden Ernſt über oder zeigt ſpontan tiefes Verſonnenſein.

Ida ein Handtuch um die Schultern gelegt, einige Cartons auf dem Arm. Es kam doch Jemand?

Frau Scholz. Auguſte hat uns 'n ſchönen Schreck eingejagt.

Ida rückwärts nach der Treppe deutend. Da oben iſt's auch recht ungemüthlich; lachend — ich hab gemacht, daß ich runter kam.

Frau Scholz. Aber Kindel! über Dir wohnt ja jetzt noch Robert.

Ida ſtellt die Cartons auf den Tiſch, öffnet ſie und entnimmt ihnen einige Gegenſtände. Wenn auch! der ganze Stock iſt doch immer leer.

Frau Buchner. Dein Haar müßte doch nun bald trocken ſein, höre?

Ida den Kopf anmuthig wendend und zurückwerfend. Fühl' mal!

Frau Buchner thut es. O bewahre! — Du hätt'ſt zeitiger baden ſollen, Kind.

Ida. Was die alte Mähne doch für Mühe macht, eine ganze halbe Stunde hab ich am Ofen gehockt. Sie hat einem der Cartons eine gelbſeidene Börſe entnommen, die ſie Auguſten hinhält. Die Farbe iſt nett, wie? 's is ja nur ſo ein kleines Späßchen. Hat er ſchon manchmal Börſen gehabt?

Auguſte über ihr Peluchejaquet hinweg, an dem ſie herumreinigt, achſelzuckend. Weiß nicht. Sie bringt ihre kurzſichtigen Augen prüfend in nächſte Nähe der Börſe. Bischen ſehr locker im Muſter. Sogleich wieder in ihre vorige Arbeit vertieft. Der Peluche iſt hin.

Ida ein Kistchen Cigarren aufbauend. Ich freu' mich recht! — Daß Ihr nur nie einen Baum geputzt habt —?

Auguste. Wenn man's recht bedenkt: eigentlich ist das doch auch nichts für Erwachsene.

Frau Scholz. Nie! Da hätt ich ihm nur kommen sollen, mei' Mann hätt' mich schöne gestenzt. Bei meinen seligen Eltern .... ja wenn ich denke .... was war das für ein scheeenes Familienleben! Kein Weihnachten ohne Baum. Gleichsam Gang und Manieren des Vaters copirend. Wenn der Vater so am Abend aus dem Bureau kam und die schööönen Lehmannschen Pfefferkuchen mitbrachte! Sie bringt Daumen und Zeigefinger, als ob sie ein Stückchen dieses superben Kuchens damit hielte, in die Nähe des Mundes. Ach ja, das sind vergangne Zeiten! Mei' Mann — der aß nich mal Mittags mit uns zusammen. Er wohnte oben, wir unten; der reine Einsiedler. Wollte man was von ihm, dann mußte man sich weeß Gott hinter Frieden stecken.

Auguste vom Ofen, wo sie anlegt. Ach, red' doch nicht immer so!

Frau Scholz. Heiz' Du lieber nich so unsinnig!

Auguste. Ja, soll's denn nicht warm werden?

Frau Scholz. Die ganze Hitze fliegt ja heut zum Schornstein 'naus.

Auguste unschlüssig, erbost. Ja, soll denn nu nicht angelegt werden?

Frau Scholz. Laß mich zufrieden!

Auguste wirft die Kohlenschaufel geräuschvoll in den Kasten. Na, dann nicht! Wüthend links ab.

Ida. Ach, Guſtchen bleib da! Zu Fr. Scholz. Paß auf, ich werd' ſie ſchon wieder fidel machen. Ihr nach, ab.

Frau Scholz reſignirt. So ſind meine Kinder alle! — Nein, ſo ein Mädel wirklich! — Und kein Halten. Bald möcht' ſe das, bald jen's. — Da fällt's ihr uffemal ein .... da muß ſe lernen. Dann ſteckt ſe oben und redt wochenlang kee' Wort — dann kommt ſe ſich wieder mal ganz überflüſſig vor. — Ach Du mein Gott ja, Du biſt zu beneiden! So'n liebes Dingelchen wie Deine Tochter is ..

Frau Buchner. Aber Guſtchen doch auch.

Frau Scholz. So allerliebſt wie ſie Clavier ſpielt; und dieſe reizende Stimme! Wie gern ich ſo ein paar Töne höre! ..

Frau Buchner. Warum ſpielſt Du denn garnicht?

Frau Scholz. J! da käm ich ſcheen an, da wäre mein bischen Ruhe vollends hin. Auguſte iſt ja ſo nervös .... ! Gerade wie ihr Vater, den konnte man auch jagen mit dem Clavierſpiel.

Frau Buchner. Deinen Wilhelm ſollteſt Du jetzt ſpielen hören! der hat ſich vervollkommnet! — Was wäre denn Ida ohne ihn? Von ihm hat ſie ja doch alles gelernt, was ſie kann.

Frau Scholz. Ach ja, Du ſagteſt's ja ſchon. Talentvoll iſt er; davon is nicht die Rede. Es war 'ne Luſt, ihn zu unterrichten.

Frau Buchner. Ach und er denkt mit ſolcher Rührung an die Zeit zurück, wo ſein Muttelchen ihm die Anfangsgründe beibrachte.

Frau Scholz. So?! Mein Gott ja, schöne Stunden waren das ja auch. — ... Damals dacht ich .... Alles kommt anders .... — Es regt mich doch sehr sehr auf.

Frau Buchner. Es regt Dich .... was?

Frau Scholz. Nu, daß er kommt. Wie sieht er denn jetzt eigentlich so aus?

Frau Buchner. Gut — dick — gesund — Du wirst Dich freuen über Deinen Sohn.

Frau Scholz. Ich muß mich wirklich wundern, daß der Junge kommt. Mei' Herz hat mir manchmal richtig weh gethan. Und was ich bloß für Papier verschrieben hab'. Nich mal geantwortet hat er seiner alten Mutter. Wie hast Du ihn nur dazu gebracht? Das kann ich nich begreifen, das kann ich nich begreifen.

Frau Buchner. Ich? O nein. Ida hat das über ihn vermocht.

Frau Scholz. Robert kümmert sich ja auch nicht viel um uns, aber er kommt doch wenigstens alle Jahr einmal um die Weihnachtszeit ein paar Tage. Das lobt man sich doch! Aber Wilhelm .... sechs volle Jahre ist er nich hier gewesen: er und mein Mann, sechs volle Jahre! Kommt sie denn mit ihm aus?

Frau Buchner. Ida? Sehr gut, in jeder Hinsicht.

Frau Scholz. Das ist aber doch zu wunderlich. Du kannst Dir nämlich nich denken, wie verschlossen der Junge immer war, ganz wie der Vater. Keinen Spielkameraden, keinen Schulfreund, kein Nichts hatte er.

Frau Buchner. Ja, ja, so war er anfänglich auch

uns gegenüber. — Er wollte durchaus nicht anders als zu den Clavierstunden unser Haus betreten.

Frau Scholz. Na und dann is er doch gekommen?

Frau Buchner. Das heißt . . . . ja. Er sagte: wir sollten ihn nur vorläufig in Ruhe lassen, und wenn er so weit wäre, dann würde er schon selbst kommen. Wir waren so vernünftig, ihm seinen Willen zu lassen, und richtig, nachdem wir ein halbes Jahr gewartet — eigentlich schon nicht mehr gewartet — kam er. Von da ab Tag für Tag. Da ist es denn nach und nach so ganz anders geworden.

Frau Scholz. Ihr müßt hexen können. Die Verlobung allein schon ist ein ganz unbegreifliches Wunder für sich.

Frau Buchner. Mit Künstlern muß man umzugehen wissen. Ich hab's gelernt — mein seliger Mann war auch einer.

Frau Scholz. Und — die — Geschichte mit — Vater? — Hat er Euch auch in — diese Geschichte eingeweiht?

Frau Buchner. N—ein liebe Freundin. — Siehst Du, das ist der allereinzigste Punkt, das ist . . . . in diesem Punkt hat er sich noch nicht überwinden können. Es läge ja nichts daran, aber Du kannst mir glauben, er leidet an der Erinnerung furchtbar. Bis auf den heutigen Tag leidet er. Nicht am wenigsten freilich dadurch, daß er die Sache geheim hält. Jedenfalls muß er darüber hinweg kommen, auch über diese Sache.

Frau Scholz. I Gott bewahre — nee, nee, nee,

alles was recht is. Ehre Vater und Mutter: die Hand, die sich gegen den eigenen Vater erhebt .... aus dem Grabe wachsen solche Hände. Wir haben uns gezankt, ja doch! Wir haben beide Fehler, mei' Mann und ich, aber das sind unsre Sachen. Kein Mensch hat sich da 'neinzumischen, am wenigsten der eigne Sohn. — Und wer hat die Sache ausbaden müssen? Natürlich ich. So 'ne alte Frau, die hat 'n breiten Puckel. Mei' Mann ging aus dem Hause, noch am selbigen Tage, und eine halbe Stunde später auch Wilhelm. Da half kein Reden. Erst dachte ich, sie würden wiederkommen, aber wer nicht kam, das waren sie. Und Wilhelm allein, kein andrer Mensch is schuld d'ran, kein andrer Mensch.

Frau Buchner. Wilhelm mag eine schwere Schuld haben, davon bin ich überzeugt, aber sieh mal, wenn man Jahre lang gebüßt hat und — — —

Frau Scholz. Nee, nee! J Gott! wo denkst Du hin?! Darüber kann man nich so leicht hinweggehen. Das wäre noch schöner! Es ist ja sehr schön von Dir, daß Du Dich des Jungen so angenommen hast, — es ist ja auch sehr hübsch, daß er kommt, ja warum denn nich? Aber im Grunde, was nützt das alles? So leicht sind die Klüfte nicht auszufüllen. — Ja, ja, es sind Klüfte, — richtige, tiefe Klüfte zwischen uns Familiengliedern.

Frau Buchner. Ich glaube doch, daß wir Menschen mit dem festen, ehrlichen Willen ....

Frau Scholz. Der Wille, der Wille! Geh mer nur da mit! Das kenn ich besser. Da mag man wollen und wollen und hundertmal wollen, und alles bleibt doch

beim Alten. Nee, nee! das iſt 'n ganz andrer Schlag deine Tochter: die is ſo, und Wilhelm is ſo, und beide bleiben wie ſie ſind. Viel zu gutte Sorte für Einen von uns, viel, viel zu gutt. — Gott ja, der Wille, der Wille! — ja ja, alles gutter Wille — Dein Wille iſt ſehr gutt, aber ob Du damit was erreichen wirſt —? Ich glaube nicht.

Frau Buchner. Aber ich hoffe es um ſo feſter.

Frau Scholz. Kann ja alles ſein. Ich will ja nichts verreden. Im Grunde freue ich mich ja auch von ganzem Herzen auf den Jungen, nur regt es mich ſehr, ſehr auf und paß auf: Du ſtellſt es Dir viel zu leicht vor.

Ida links hereinkommend zu Fr. Scholz, zuthulich. Schwiegermütterchen, ſie vergoldet Nüſſe.

Frau Buchner. Es wird Zeit, Idchen! Du mußt Dich hübſch machen. Er kann jetzt jeden Augenblick hier ſein.

Ida erſchrocken. Soo? Schon?

Frau Scholz. Ach macht ok keene Geſchichten! Für den Jungen is ſie viel zu ſchön.

Frau Buchner. Ich hab' Dir das blaue zurecht gelegt — Ida'n nachrufend — und ſteck' die Broche an, hörſt Du! Ida ab.

Frau Buchner fortfahrend zu Fr. Scholz. Auf Schmuck giebt ſie garnichts.

Das Außenportal des Hauſes geht.

Frau Scholz. Wart' . . wer? . . Zu Frau Buchner. Thu mer den Gefallen Du . . ich kann ihn jetzt noch nicht ſehen, ich . . . .

Frau Buchner an der Treppenthür hinaufrufend. Ida! Dein Wilhelm kommt.

Dr. Scholz tritt ein durch die Glasthür.

Dr. Scholz ist ungewöhnlich groß, breitschultrig, stark aufgeschwemmt. Gesicht fett, Teint grau und unrein, die Augen zeitweilig wie erstorben, zuweilen lackartig glänzend, vagirender Blick. Er hat einen grauen und struppigen Backenbart. Seine Bewegungen sind schwerfällig und zitterig. Er spricht unterbrochen von keuchenden Athemzügen, als ob er Mehl im Munde hätte, und stolpert über Silben.

Er ist ohne Sorgfalt gekleidet: ehemals braune, verschossene Sammetweste, Rock und Beinkleidung von indifferenter Färbung. Mütze mit großem Schild, steingrau, absonderlich in der Form. Rohseidnes Halstuch. Wäsche zerknittert. Zum Schnäuzen verwendet der Doktor ein großes, türkisches Taschentuch. Er führt bei seinem Eintritt ein spanisches Rohr mit Hirschhornkrücke in der Rechten, hat einen großen Militär-Reisehavelock umgehängt und trägt einen Pelzfußsack über dem linken Arm.

Dr. Scholz. Servus! servus!

Frau Scholz den Doktor wie eine überirdische Erscheinung anstarrend. Fritz! —

Dr. Scholz. Ja, wie Du sehen kannst.

Frau Scholz mit einem Schrei ihren Mann umhalsend. Fritz!! —

Auguste öffnet die Thür links, fährt zugleich zurück. Der Vater!

Fr. Buchner mit starrem Ausdruck rückwärts schreitend, ab durch linke Seitenthür.

Dr. Scholz. Ich bin's, wie Du siehst. Vor allem, Du: ist Friede da?

Friebe guckt durch die Küchenthür, erschrickt, kommt vollends hervor. Herr Dokter!! Er stürzt auf ihn zu, faßt und küßt seine beiden Hände. Nu bitt ick eenen Menschen! Jott soll mir 'n Thaler schenken!

Dr. Scholz. Pssst! — sehen Sie mal nach — schließen Sie die Hausthür fest. Friebe nickt und vollführt den Befehl mit freudigem Eifer.

Frau Scholz vor Staunen außer sich. Aber sag' mer nur Fritz! sag' mer nur .. die Gedanken fliegen mer davon — ihn weinend umhalsend — Ach Fritz! was hast Du mir für Kummer gemacht in der langen Zeit!

Dr. Scholz seine Frau sanft zurückdrängend. Ach, Du .. mein Leben ist auch .. wir wollen uns doch lieber nicht von Anfang an mit Vorwürfen .... Du bist doch immer die alte wehleidige Seele — mit gelinder Bitterkeit — Uebrigens würde ich Dich sicher nicht belästigt haben, wenn nicht .. Friebe nimmt ihm Mantel, Fußsack ꝛc. ab. Es giebt Lebenslagen, liebe Minna .. wenn man wie ich einflußreiche Gegner hat.

Friebe ab durch den Treppenausgang, mit den Sachen des Doktor.

Frau Scholz gutmüthig schmollend. Es hat Dich doch Niemand geheißen, Fritz! Du hatt'st doch hier 'n sichres, warmes Zuhause. So schön hätt'st Du leben können!

Dr. Scholz. Sei nicht böse, aber: das verstehst Du nicht!

Frau Scholz. Na ja; ich bin ja nur 'ne einfache Person, das mag ja möglich sein, aber Du warst ja wirklich auf Niemand angewiesen. Es war doch garnicht nöthig, daß Du ..

Dr. Scholz. Pssst, es war sehr nöthig. Halbwegs

geheimnißvoll. Auf Schuld folgt Sühne, auf Sünde folgt Strafe.

Frau Scholz. Na ja — freilich Fritz — es hat wirklich auch viel an Dir mitgelegen. Sie wirft von jetzt ab bis zum Schluß des Gesprächs fortwährend ängstliche Blicke nach der Hausthür, als befürchte sie jeden Augenblick die Ankunft Wilhelms. Wir hätten doch so ruhig — so zufrieden . . wenn Du nur gewollt hätt'st.

Dr. Scholz. Alles hat an mir gelegen, ganz und gar alles.

Frau Scholz. Da bist Du nu auch wieder ungerecht.

Dr. Scholz. I! ich will ja auch nicht bestreiten: viel Gemeinheit hat sich verbunden gegen mich; das ist ja bekannt. — Zum Beispiel denke Dir: in den Hotels — die Kellner — keine Nacht konnte ich durchschlafen, hin und her, hin und her auf den Corridoren und gerade immer vor meiner Thür.

Frau Scholz. Aber sie werden Dich doch am Ende nicht absichtlich gestört haben.

Dr. Scholz. Nicht? — Du, hör' mal, das verstehst Du nicht!

Frau Scholz. Na, es kann ja sein; die Kellner sind ja mitunter niederträchtig.

Dr. Scholz. Niederträchtig! ja wohl, niederträchtig! — übrigens wir können ja darüber reden. Ich habe etwas Kopfschmerz — faßt nach dem Hinterkopf — da! Auch so eine Infamie! Ich weiß ganz gut, wem ich das zu verdanken habe . . Ich will mich nur noch vergewissern, ob

ich sie durch einen gesunden Schlaf vertreibe. Ich bin sehr müde.

Frau Scholz. Aber oben ist nicht geheizt! Fritz.

Dr. Scholz. Denk' Dir mal an, in einer Tour von Wien. Nicht geheizt? Macht nichts! Friebe besorgt das schon. — Sag' mal, wie steht's mit Friebe? — was ich fragen wollte: ist er noch so zuverlässig?

Frau Scholz. Friebe is, wie er immer war.

Dr. Scholz. Das dacht ich mir doch! — Auf Wiedersehen! Nachdem er seiner Frau die Hand gedrückt, wendet er sich mit tief nachdenklichem Ausdruck und schreitet auf den Treppenausgang zu. Den Tannenbaum bemerkend, bleibt er stehen und starrt ihn verloren an. Was heißt denn das?

Frau Scholz zwischen Furcht, Beschämung und Rührung. Wir feiern Weihnachten!

Dr. Scholz. Feiern? — — Nach einer langen Pause, in Erinnerung verloren. Das — ist — lange — her! Sich wendend mit echter Empfindung redend. Du bist auch weiß geworden.

Frau Scholz. Ja Fritz, — wir beide ....

Dr. Scholz nickt, wendet sich weg. Ab durch den Treppenausgang.

Frau Buchner hastig von links. Also Dein Mann ist wieder da?!

Frau Scholz. Das is wie so .... wie wenn .... ich weeß nich! Jesus, was soll ich nur davon denken?

Frau Buchner. Daß es eine Schickung ist, liebe Freundin! für die wir alle dankbar sein müssen.

Frau Scholz. Ach, der sieht aus! — der hat gelebt! So ein Leben, wie der geführt haben mag: von einem Land in's andre, von einer Stadt .... ach! der hat eingelegt!

Frau Buchner will die Treppe hinauf.

Frau Scholz erschreckt. Wo denn hin?

Frau Buchner. Ida von dem freudigen Ereigniß verständigen! Ab durch den Treppenausgang.

Frau Scholz. O Gott ja! nee, nee, wo denkst Du hin! Das dürf'n mer 'n nich merken lassen! Da kenn ich meinen Mann zu gutt! Wenn der rauskriegt, daß noch Jemand außer ihm oben wohnt . . da käm ich schön an!

Frau Buchner schon auf der Treppe. Ich werd' schon ganz leise . .

Frau Scholz. Nur ganz leise! das wär' so was!

Frau Buchner. Ganz leise geh ich.

Frau Scholz. O Gottogott! nur schon ja ganz leise!

Auguste hastig von links. Vater ist da!?

Frau Scholz außer Fassung. Na natürlich! Was soll man nu machen? Und nu der Wilhelm noch. Todtenangst hab ich ausgestanden. Wenn er nu mit Vater zusammengetroffen wäre? Jeden Augenblick konnte er eintreten. Was werde ich alte Frau noch alles erleben müssen!

Auguste. Ein zu merkwürdiges Gefühl, Mama, zu merkwürdig! Man hatte sich so daran gewöhnt. — Wie wenn ein Todter nach Jahren wieder aufsteht. Ich hab Angst, Mama.

Frau Scholz. Am Ende iſt er mit ſeinem Gelde alle geworden?

Auguſte. Na das wäre doch ....! Meinswegen! Das wäre noch das letzte.

Frau Scholz. Na auf welche Weiſe wir dann bloß auskommen ſollten . . da könnten wir nur gleich betteln gehn.

Ida in Toilette von oben, freudig. Auguſten die Hand drückend, innig. Guſtchen! alſo wirklich?! Ach das freut mich. Frau Scholz und Auguſte peinlich berührt.

Robert aus einer der Thüren links. Er iſt mittelgroß, ſchmächtig, im Geſicht hager und blaß. Seine Augen liegen tief und leuchten zuweilen krankhaft. Schnurr- und Kinnbart. Er raucht aus einer Pfeife mit ganz kurzem Rohr türkiſchen Tabak.

Robert leichthin. Es wird ungemüthlich bei Dir, Mutter!

Frau Scholz. Nanu fängt der auch noch an!

Auguſte. Meinswegen. Verſtohlen, ſcheele Blicke auf Idas Toilette.

Robert zu Ida, die ihn angeblickt hat. Ja, ſo bin ich nun mal, Fräulein Ida!

Ida ſchüttelt ungläubig den Kopf. Nein — nein.

Robert. Wieſo nicht? — Ich halte es nicht für der Mühe werth, 'n paar gleichgültige Gefühle zu heucheln. — Wirklich nicht!

Ida. Nein — nein.

Auguſte ausbrechend. Du biſt empörend, Robert!

Robert. Nicht mit Abſicht. Empöre ſich Niemand!

Auguſte. Meinswegen.

Robert. Na item.

Auguſte. Item, item — Quatſch!

Robert mit geheucheltem Erſtaunen. Verzeih', — ich glaubte . . aber Du hältſt ja nichts mehr auf äußere Reize.

Ida ſchluchzend. Ach Herr Robert . . . .

Robert. Ja — ſoll ich mich denn nicht meiner Haut . .?

Auguſte von Thränen halb erſtickt. Ganz Du! — ganz Du! Dein ganzes . . mein Alter . . . . geradezu perfid! — Frau Buchner! das ſoll nicht gemein ſein? — Mir . . . . ich — die ich hier geſeſſen hab . . bei der Mutter hier — die ſchönſte . . ſchönſte Zeit meines . . Lebens verbracht, während Ihr . . ich . . geradezu wie eine Dienſtmagd . .

Robert. Das klingt ſehr echt, — in der That! — Geh doch zur Bühne! — Mit verändertem Ton, brutal. Mach' keine ſchlechten Scherze! Hör' mal: Du und der Märtyrernimbus, das wirkt einfach putzig. Du biſt eben wo anders noch weniger auf Deine Rechnung gekommen als zu Hauſe: das iſt die Wahrheit!

Auguſte. Mutter! Du biſt Zeuge: hab ich nicht drei Anträge abgewieſen?

Robert. Hui! Wenn Mutter nur mit dem nöthigen Gelde rausgerückt hätte, dann hätten Dich die Herren gewiß mit in Kauf genommen.

Frau Scholz. Geld? Auf Robert zutretend, ihm die Hand hinhaltend. Da nimm ein Küchenmeſſer! — ſchneid mir's raus! ſchneid mir doch das Geld aus der Hand!

Auguſte. Sie mich? Willſt Du die Abſagebriefe ſehen?

Frau Scholz unterbrechend. Kinder! — ſie macht eine Bewegung, als ob ſie ihre Bruſt für den Todesſtoß entblößen wollte — da hier! — macht mich doch lieber gleich todt! Habt Ihr denn nich ſo viel Rückſicht für mich? Nich ſo viel? — wie . .? Großer Gott, nich fünf Minuten . . ich weiß nich, was das bloß für Kinder . ., nich fünf Minuten halten ſie Frieden.

Robert. Na ja freilich! ich ſag ja ſchon: es wird eben wieder ungemüthlich.

Friebe geſchäftig aus dem oberen Stockwerk. Er flüſtert Fr. Scholz etwas zu, worauf hin dieſe ihm einen Schlüſſel einhändigt. Friebe ab in den Keller.

Robert hat ſtillſtehend den ganzen Vorgang beobachtet. Im ſelben Augenblick, als Friebe in der Kellerthür verſchwindet. Aha!

Auguſte hat ihrerſeits Robert im Auge behalten. Nun bricht ſie aus, entrüſtet. Pietätlos biſt Du — durch und durch.

Robert. Na item.

Auguſte. Aber Du ſpielſt Komödie; Du lügſt ganz erbärmlich, und das iſt das Widerwärtige daran!

Robert. In Hinſicht auf Vater meinſt Du?!

Auguſte. Allerdings in Hinſicht auf Vater.

Robert achſelzuckend. — Wenn Du meinſt . .

Auguſte. Ja — das . . das . . ja — denn — wenn es anders wäre, dann . . ja . . dann wärſt Du ein Wicht.

Frau Scholz dazwiſchen redend. Wird denn das irgend bald aufhören, oder was . . . .

Robert gleichmüthig. Dann bin ich ein Wicht. Nun, und?

Ida seit geraumer Zeit unruhig in Erwartung, ab durch die Glasthür.

Auguste. Pfui, schamlos!

Robert. Schamlos, ganz recht, das bin ich.

Frau Buchner. Herr Robert! ich glaube Ihnen nicht .... Sie sind besser, als Sie uns glauben machen wollen, — besser, als Sie selbst glauben sogar.

Robert mit gelindem, sich steigerndem Sarkasmus, kalt. Verehrte Frau Buchner! — es ist ja vielleicht äußerst liebenswürdig .. aber wie gesagt: — ich weiß nicht recht, wie ich zu der Ehre .. ja ich muß sogar Ihre Liebenswürdigkeit geradezu ablehnen. Meine Selbstachtung ist vorläufig wenigstens noch keineswegs so gering, daß ich Jemand nöthig hätte mich ....

Frau Buchner in gelinder Verwirrung. Das ist ja auch garnicht meine Absicht. — Nur .. Ihr Vater — ..

Robert. Mein Vater ist für mich ein Doctor medicinae Fritz Scholz.

Auguste. Ja, ja, red' nur!

Robert. Und wenn ich diesem Menschen nicht ganz so gleichgültig gegenüberstehe als irgend einem X- oder Y-Narren, so liegt das daran, daß ich .. na item — er raucht — weil ich .... na eben: ich bin eben gewissermaßen ein Product seiner Narrheit.

Frau Buchner gleichsam betäubt. Verzeihen Sie! hier kann ich nun doch nicht mehr mit. — So etwas wagen Sie auszusprechen!? Mich überläuft es förmlich.

Frau Scholz zu Frau Buchner. Laß gut sein, laß gut sein! Du wirst bei uns noch Dinge erleben ...

Auguſte. Was das nun auch wieder heißen ſoll, Mutter! Wir ſind, wie wir ſind. Andre Leute, die wer weiß *wie* thun, ſind um nichts beſſer.

Robert. Es giebt in der That noch immer naive Seelen, die ſich nicht wohl fühlen, wenn ſie nicht an ihren Mitmenſchen herumbeſſern und herumflicken können. Veralteter Zauber! — Zopf!

Frau Buchner Robert bei beiden Händen faſſend, herzlich. Herr Robert! ich fühle mich im Dienſte einer *beſtimmten* Sache. Das ſeit mich. Aus Herzensgrund: Sie haben mich nicht beleidigt.

Robert ein wenig aus der Faſſung. Sie ſind eine *merkwürdige* Frau.

Friebe kommt aus dem Keller. Er trägt in der linken Hand drei Flaſchen Rothwein — und zwar ſo, daß die Hälſe zwiſchen die Finger geklemmt ſind — unter der linken Achſelhöhle eine Flaſche Cognac. Mit der rechten Hand hält er die Kellerſchlüſſel. Zu Fr. Scholz tretend, geſchäftig. Nun man fix die Cigarren!

Frau Scholz. Gott ja, Friebe! ich weiß ja garnicht ....

Robert. Im Schreibtiſch, Mutter.

Frau Scholz. Ach ſo .... Sie nimmt das Schlüſſelbund und ſucht fahrig nach dem rechten Schlüſſel.

Auguſte. Du kennſt doch den Schreibtiſchſchlüſſel.

Robert. Mit grabem Bart.

Frau Scholz. Richtig! — wart'! .

Robert. Gieb mal . .

Frau Scholz. Wart' nur, wart'! — hier! Ach nein doch! — ich bin ganz verwirrt. Robert das Bund hinreichend. Da.

Robert den richtigen Schlüssel abziehend und Friebe hinreichend. Da. — Laſſen Sie ſich meines Vaters Cigarren gut ſchmecken.

Friebe. Na ooch noch! Det krijt den ollen Zacken den janzen Tach nich aus de Kinnladen. Es wird ſtark an der Klingel gerissen. Komm ſchon! Friebe ab nach oben.

Frau Scholz. Da wird der Wein bald alle werden... Großer Gott, wohin ſoll das führen? Der viele Wein! Immer die theuren, ſchweren Cigarren! Ich ſag' ja, er wird ſich noch zu Grunde richten.

Robert. Das muß Jedem unbenommen bleiben.

Frau Buchner. Was meinen Sie?

Robert. Sich auf ſeine eigne Art zu vergnügen. Ich wenigſtens würde mir dieſes Recht auf keine Weiſe verkümmern laſſen. Selbſt nicht durch Geſetze. Sonderbar übrigens! —

Frau Buchner. Wie?..

Robert. Sonderbar! —

Frau Buchner. Weshalb betrachten Sie mich ſo eingehend? Iſt es an mir, das Sonderbare?

Robert. Wie man's nimmt. Sie ſind mehrere Tage bei uns und denken noch immer nicht an's Abreiſen.

Auguſte. So'n Gerede!

Frau Scholz. Das hört nich auf! Schüttelt verzweifelt den Kopf.

Robert mit brutaler Heftigkeit. Na, Mutter, iſt es etwa nicht wahr? — Hat es bei uns irgend ein Fremder je länger als einen halben Tag ausgehalten? — Haben ſie ſich nicht alle von uns zurückgezogen, Nitzſches, Lehmann's...?

Auguſte. Als ob wir auf fremde Leute angewieſen wären. — Meinswegen! Wir ſind uns ſelber genug ....

Robert. Ja, vollauf wirklich! Brutal im Ton. Ich ſaaage Ihnen, Frau Buchner! in Gegenwart wildfremder Menſchen kamen ſie ſich derart in die Haare, daß die Fetzen flogen. Die Mutter riß das Tiſchtuch herunter, der Vater zerkeilte die Waſſerflaſche. — Heiter! nicht? — heitre Scenen, heitre Kindheitseindrücke!?

Auguſte. Du ſollteſt Dich verkriechen vor Scham, gemeiner Menſch! Schnell ab.

Frau Scholz. Siehſt Du nu? Daran bin ich nu ſeit Jahrzehnten, ſeit Jahrzehnten gewöhnt! Ab in Bewegung.

Robert unbeirrt fortfahrend. Kein Wunder allerdings. Ein Mann von vierzig heirathet ein Mädchen von ſechzehn und ſchleppt ſie in dieſen weltvergeſſenen Winkel. Ein Mann, der als Arzt in türkiſchen Dienſten geſtanden und Japan bereiſt hat. Ein gebildeter, unternehmender Geiſt. Ein Mann, der noch eben die weittragendſten Projekte ſchmiedete, thut ſich mit einer Frau zuſammen, die noch vor wenigen Jahren feſt überzeugt war, man könne Amerika als Stern am Himmel ſehen. Ja wirklich! ich ſchneide nicht auf. Na und darnach iſt es denn auch geworden: ein ſtehender, fauler, gährender Sumpf, dem wir zu entſtammen das zweifelhafte Vergnügen haben. Haarſträubend! Liebe — keine Spur. Gegenſeitiges Verſtändniß — Achtung — nicht Rühran — und dies iſt das Beet, auf dem wir Kinder gewachſen ſind.

Frau Buchner. Herr Robert! ich möchte Sie recht ſehr bitten ...

Robert. Schön! — am Reden liegt mir garnichts. Die Geſchichte iſt außerdem . .

Frau Buchner. Nein, nein, Ich möchte Sie nur um etwas bitten; es eilt.

Robert. Bitten? — mich?

Frau Buchner. Könnten Sie's nicht mir zu Liebe thun . . könnten Sie nicht . . Wäre es denn garnicht möglich . . Könnten Sie nicht für dieſen Abend einmal Ihre Maske ablegen?

Robert. Sehr gut! — Maske ablegen?

Frau Buchner. Ja, denn es iſt wirklich nicht Ihr wahres Geſicht, was Sie herauskehren.

Robert. Was Sie ſagen!

Frau Buchner. Verſprechen Sie mir, Herr Robert....

Robert. Aber ich weiß ja garnicht . .

Frau Buchner. Wilhelm . . Ihr Bruder Wilhelm kann jeden Augenblick kommen und . .

Robert unterbrechend. Frau Buchner! wenn — Sie — mir — doch — glauben wollten! Ihre Bemühungen — ich verſichere Sie — ſind ganz umſonſt. Dies alles führt zu nichts — zu garnichts. Wir ſind alle von Grund aus verpfuſcht. Verpfuſcht in der Anlage, vollends verpfuſcht in der Erziehung. Da iſt nichts mehr zu machen. Es ſieht alles recht gut aus: Weihnachtsbaum — Lichter — Geſchenke — Familienfeſt, aber es iſt doch nur ſo obenhin; eine gequälte, plumpe Lüge — weiter nichts! — Und nun gar noch der Vater. Wenn ich nicht wüßte, wie unzugänglich er iſt — auf Ehre! ich würde glauben, Sie hätten ihn hierher gebracht.

Frau Buchner. Bei Gott, nein! Das gerade hat meine Hoffnung belebt. Das kann kein Zufall sein, das ist Fügung. Und deshalb aus Grund meiner Seele: seien Sie freundlich und gut zu Ihrem Bruder! Wenn Sie wüßten, wie gut er von Ihnen spricht, mit welcher Liebe und Achtung ....

Robert unterbrechend. Ja, und der Zweck?

Frau Buchner. Wie?

Robert. Weshalb soll ich zu ihm freundlich und gut sein?

Frau Buchner. Das fragen Sie?!

Robert. Ja.

Frau Buchner. Nun — doch wohl zunächst, um ihm die Rückkehr in's Elternhaus nicht von vornherein zu verleiden.

Robert. O, wir tangiren einander nicht, wie Sie zu glauben scheinen, und — übrigens, wenn Sie meinen, daß sich seiner beim Eintritt in diese Räume etwa eine subtile Rührung bemächtigen wird ...

Frau Buchner. Ihr Bruder ist ein so guter, im Grunde so edler Mensch! — Er hat einen Riesenkampf gekämpft, bevor er sich zu diesem Schritt entschloß. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, er kommt mit dem heißen Wunsche einer Aussöhnung.

Robert. Ich begreife garnicht, was das heißen soll! Aussöhnen?! Mit was will er sich denn aussöhnen? Ich verstehe so was garnicht. Wir verstehen uns doch sonst untereinander so ziemlich, wir Geschwister. Das ist mir ganz neu. Ich habe ihm nichts vorzuwerfen. Andererseits sind Thatsachen nicht zu vertuschen. — Ich frage Sie:

glauben Sie, daß ich besondere Hochachtung vor meinem Vater empfinde —? Nicht wahr, nein —? Oder lieb ich ihn vielleicht? — Empfinde ich vielleicht kindliche Dankbarkeit? — Nun sehen Sie, zu alledem habe ich auch nicht den mindesten Grund. Wir sind uns gegenseitig zeitlebens im besten Falle Luft gewesen. — Zu Zeiten, als wir uns gegenseitig für unser Unglück verantwortlich machten, haben wir uns sogar geradezu gehaßt. — Nun, zwischen Vater und Wilhelm ist dieser selbe Haß ausgeartet. Das ist mir durchaus begreiflich. Wenn ich nicht wie Wilhelm verfahren bin, so ist das vielleicht Zufall. Also, ich habe nichts gegen ihn, — notabene, wenn ich ihn nicht sehe. Seh ich ihn aber, dann geht alle meine Ueberlegung zum Teufel, dann bin ich etwas .. etwas .. na wie soll ich sagen? dann .. dann seh ich eben nur den Menschen, der meinem Vater — nicht seinem, sondern meinem Vater — in's Gesicht geschlagen hat.

Frau Buchner. O du großer Gott!

Robert. Und dann steh ich für garnichts ein, durchaus für garnichts.

Frau Buchner. O du großer Gott! das also ist es. — Geschlagen, sagten Sie? — in's G—esicht? — seinen eignen Vater?

Robert. Na item. —

Frau Buchner halb von Sinnen. O du großer Gott! o du großer Gott! Aber — dann .... dann kann ich ja .. dann muß ich ja auf der Stelle mit Ihrem guten, alten Vater reden, dann ....

Robert tief erſchrocken. Mit wem?

Frau Buchner halb weinend. Mit Ihrem guten, alten, armen, gemißhandelten Vater.

Robert ſucht ſie feſtzuhalten. Um Himmelswillen, mit wem wollen Sie? . .

Frau Buchner. Laſſen Sie mich! ich muß, muß. Ab durch den Treppenausgang.

Robert ihr nachrufend. Frau Buchner! Sich wendend. Hyſterie, verdammte!

Er zuckt mit den Achſeln und durchmißt den Raum; mehrmals noch nimmt er plötzlich einen Anlauf, wie um ihr nachzueilen, ändert aber jedesmal ſeinen Entſchluß, giebt ihn ſchließlich ganz auf und beruhigt ſich gewaltſam bis zu einem Stadium ſcheinbaren Gleichmuths. In dieſem Stadium beſchäftigt ihn anfänglich ſeine Tabakspfeife: er klopft ſie aus, füllt ſie mit neuem Tabak, den er einem Beutel entnimmt, ſetzt ſie in Brand und ſcheint mehrere Augenblicke dem Genuß des Rauchens ganz allein hingegeben. Sein Intereſſe fängt in der Folge an, ſich dem Chriſtbaum und den Geſchenken auf der Tafel zuzuwenden: breitbeinig davor ſtehend und alles überblickend lacht er, die Pfeife im Munde, wiederholt bitter auf. Plötzlich ſtutzt er dann und beugt ſich, nachdem er die Pfeife in die Hand genommen, tief über die Tafel. Sich aufrichtend, ſcheint er jetzt erſt die Entdeckung zu machen, daß er allein iſt. Scheu wie ein Dieb umherblickend, beugt er ſich abermals, ergreift mit Haſt die gelbſeidne Geldbörſe, führt ſie den Augen näher und mit einer jähen, leidenſchaftlichen Bewegung an die Lippen. Dieſer Moment zeigt das Aufblitzen einer unheimlichen, krankhaften Leidenſchaftlichkeit. Ein Geräuſch ſtört ihn. Augenblicklich liegt die Börſe an ihrem alten Platz. Auf den Zehen gehend, ſucht Robert ſich davon zu ſchleichen. Im Begriff durch die erſte Seitenthür links

zu verschwinden, bemerkt er, wie durch die Nebenthür seine Mutter, Frau Scholz, eintritt, und steht seinerseits still.

Frau Scholz geht schwerfällig aber eilig quer durch den Saal bis zum Treppenausgang; hier horcht sie.

Robert sich zurückwendend. Sag' mal Mutter! — was **will** denn eigentlich diese Frau?

Frau Scholz erschreckt. O Gottogottogott!! — Du erschreckst ein'n aber auch . . . .

Robert. Was . . — w . . — was beab . . — was die Buchner hier eigentlich beabsichtigt, möchte ich gerne wissen.

Frau Scholz. Wenn ich lieber wüßte, — was der Vater . . . . Was will er denn eigentlich? Ja — sag' mir! — was — will er?

Robert. Na, die Unterkunft wirst Du ihm doch wohl nicht verweigern wollen?

Frau Scholz halb weinerlich trotzend. Ich seh' nicht ein, — so lange hat er mich nicht nöthig gehabt. Man war doch wenigstens sei' eigner Herr. Nu wird's wieder schön losgehen, das Gekujenire. Nu wird man woll uf seine alten Tage noch wie e kleenes Kind pariren müssen.

Robert. Du mußt immer übertreiben! Es geht partout nicht anders: übertrieben muß werden.

Frau Scholz. Paß' Du nur uf, wenn er morgen das leere Glashaus sehen wird. Ich kann doch für den Praß nicht extra eenen Gärtner halten!? — Und die Ameisenkäsien sind och weg. Meinswegen brauchen keene Blumen wachsen, man krigt doch bloß Kopfschmerzen davon! Und ersch das Ungeziefer! — ich weiß nich, was

er daran bloß hat. Und deshalb muß man sich runterlumpen lassen. Das Halloh bloß! Ich ängst' mich schon zu Tode. — — Ach 's is nich mehr hibsch uf der Welt.

Robert hat, während Frau Scholz noch redet, sich achselzuckend zum Gehen gewendet; nun steht er still und spricht zurück. Ist's irgend früher mal hübscher gewesen?

Frau Scholz. Nun, das — dächt ich!

Robert. So? Na dann muß das wohl vor meiner Zeit gewesen sein. Ab durch die erste Thür links.

Frau Scholz schon wieder lauschend an dem Treppenausgang. Wenn ich zurückdenke . . . Oben wird ja gesprochen . . Sie blickt auf, sieht sich allein, horcht abermals unruhig und verschwindet schließlich — die Hand am Ohr — mit einem Gesicht voll Gram, Kummer und Neugier durch den Treppenausgang.

Ida und Wilhelm durch die Glasthür. Wilhelm: mittelgroß, kräftig, wohlaussehend. Blonder, kurzgeschorner Kopf. Kleidung gutsitzend, nicht geckenhaft. Paletot, Hut, Reisetasche. Seine Linke ist um die Schultern Ida's gelegt, die ihn ihrerseits mit dem rechten Arm umfaßt hält und den leise Widerstrebenden vorwärts drängt.

Ida. Siehst Du, nu bist Du drin! Die Hauptsache ist nu schon überstanden.

Wilhelm schwer aufseufzend. O nein, Du!

Ida. Du kannst mir glauben, Deine Mutter freut sich sehr, sehr auf Dich. Auch Gustchen. Sie zieht ihm die Winterhandschuhe ab. Wo hast Du denn die her?

Wilhelm. Du kennst also nun meine — Mutter?

Ida. Alle, Schatz! — seit heute duzen wir uns sogar.

Wilhelm. Wie bist Du mit — ihnen zufrieden?

Ida. Seelensgute Menschen, das weißt Du ja selbst.

Wilhelm von jetzt ab befangener mit jedem Augenblick, gedehnt und wie im Selbstgespräch redend. Merk—würdig. Seine Augen haften an dem Christbaum; in den Anblick desselben versinkend, ist er unwillkürlich stehen geblieben.

Ida ihm den Paletot aufknöpfend. Aber Schatz! das ist doch nicht der erste Christbaum, den Du . .

Wilhelm. Hier ja — und Du kannst, kann' mir nicht nachfühlen — wie sonderbar . .

Ida ihm — was er mechanisch geschehen läßt — den Paletot abziehend. Bitte, bitte, Willy! Den Paletot über'm Arm, Hut und Reisetasche in der Hand, vor ihm stehend. Willy! — sieh mich an! . . . anfeuernd stark . . . . Einen Augenblick lang steht sie straff aufgerichtet, dann legt sie die Sachen schnell beiseite und kehrt zu Wilhelm zurück. Du — hast mir ver—sprochen . . .

Wilhelm. Hast Du mal . . Ida! . . hast Du mal . . ein Gruftgewölbe mit Kränzen und . .

Ida erschrocken. Aber Wilhelm! Ihn stürmisch umarmend, außer sich. Das ist bös! das ist wirklich bös! das ist wirklich sehr, sehr bös.

Wilhelm sie sanft zurückdrängend, mit unterdrückter Bewegung. Ach, dabei ist ja garnichts. Kühl, abwesend. Sei gut, sei gut! . . .

Ida. Ach, wie Du doch bist!

Wilhelm den Baum durchmusternd. Sonst — alles — beim Alten . . Ida! — das mußt Du mir wirklich — anrechnen!

Ida. Mir wird auf einmal so bange, Willy. Ob es am Ende nicht besser gewesen wäre . . Mutter hat ja gewiß nicht gewußt, daß es Dir so, so schwer werden

würde und ich . . ich dachte ja nur . . weil es Mutter sagte . . ich wollte es ja garnicht. Aber nun . . . nun bist Du einmal so weit, nun sei auch . . hörst Du? . thu mir die Liebe! . . Ach! Sie umarmt ihn.

Wilhelm von Idas Armen ein wenig weiter hereingezogen, mit Zeichen tiefer, innerer Erschütterung . . Jeder Schritt vorwärts . . . . was hab ich hier nicht alles durchlebt!

Ida. Nur nicht aufwühlen! nicht das Alte aufwühlen!

Wilhelm. Sieh mal! — jetzt wird mir doch klar — Deine Mutter hätte mir das nicht rathen sollen — Sie ist immer so zuversichtlich; so . . ., ich hab's ja gewußt, ich sagte es ihr — aber diese naive, felsenfeste Zuversicht . . Hätt ich mich doch nur nicht verblenden lassen! —

Ida. Ach, wie Du doch alles schwer nimmst, Wilhelm! Glaub' mir, Du wirst morgen anders sprechen — wenn Du sie erst alle wiedergesehen hast! . . . Du bist dann doch wenigstens vor Dir selbst gerechtfertigt. Du hast bewiesen, daß es Dir ernstlich darum zu thun war, mit Deiner Familie in Frieden zu leben.

Wilhelm. Wenn man so alles wiedersieht, — die alten Plätze alle — Alles tritt so heraus —, so hervor, weißt Du! — Die Vergangenheit kommt Einem so nah — so aufdringlich nah; — man kann sich . . förmlich wehrlos ist man.

Ida ihn weinend umhalsend. Wenn ich Dich so sehe, Wilhelm . . ach glaub' nur ja nicht . . glaub' doch nur um Himmelswillen nicht etwa, ich hätte Dich dazu

Ida. Seelensgute Menſchen, das weißt Du ja ſelbſt.

Wilhelm von jetzt ab befangener mit jedem Augenblick, gedehnt und wie im Selbſtgeſpräch redend. Merk—würdig. Seine Augen haften an dem Chriſtbaum; in den Anblick deſſelben verſinkend, iſt er unwillkürlich ſtehen geblieben.

Ida ihm den Paletot aufknöpfend. Aber Schatz! das iſt doch nicht der erſte Chriſtbaum, den Du . .

Wilhelm. Hier ja — und Du kannſt, kannſt mir nicht nachfühlen — wie ſonderbar . .

Ida ihm — was er mechaniſch geſchehen läßt — den Paletot abziehend. Bitte, bitte, Willy! Den Paletot über'm Arm, Hut und Reiſetaſche in der Hand, vor ihm ſtehend. Willy! — ſieh mich an! . . . anfeuernd ſtark . . . . Einen Augenblick lang ſteht ſie ſtraff aufgerichtet, dann legt ſie die Sachen ſchnell beiſeite und kehrt zu Wilhelm zurück. Du — haſt mir ver—ſprochen . . .

Wilhelm. Haſt Du mal . . Ida! . . haſt Du mal . . ein Gruftgewölbe mit Kränzen und . .

Ida erſchrocken. Aber Wilhelm! Ihn ſtürmiſch umarmend, außer ſich. Das iſt bös! das iſt wirklich bös! das iſt wirklich ſehr, ſehr bös.

Wilhelm ſie ſanft zurückdrängend, mit unterdrückter Bewegung. Ach, dabei iſt ja garnichts. Kühl, abweſend. Sei gut, ſei gut! . . .

Ida. Ach, wie Du doch biſt!

Wilhelm den Baum durchmuſternd. Sonſt — alles — beim Alten . . Ida! — das mußt Du mir wirklich — anrechnen!

Ida. Mir wird auf einmal ſo bange, Willy. Ob es am Ende nicht beſſer geweſen wäre . . Mutter hat ja gewiß nicht gewußt, daß es Dir ſo, ſo ſchwer werden

würde und ich . . ich dachte ja nur . . weil es Mutter ſagte . . ich wollte es ja garnicht. Aber nun . . . nun biſt Du einmal ſo weit, nun ſei auch . . hörſt Du? . thu mir die Liebe! . . Ach! Sie umarmt ihn.

Wilhelm von Idas Armen ein wenig weiter hereingezogen, mit Zeichen tiefer, innerer Erſchütterung . . Jeder Schritt vorwärts . . . . was hab ich hier nicht alles durchlebt!

Ida. Nur nicht aufwühlen! nicht das Alte aufwühlen!

Wilhelm. Sieh mal! — jetzt wird mir doch klar — Deine Mutter hätte mir das nicht rathen ſollen — Sie iſt immer ſo zuverſichtlich; ſo . . ., ich hab's ja gewußt, ich ſagte es ihr — aber dieſe naive, felſenfeſte Zuverſicht . . Hätt ich mich doch nur nicht verblenden laſſen! —

Ida. Ach, wie Du doch alles ſchwer nimmſt, Wilhelm! Glaub' mir, Du wirſt morgen anders ſprechen — wenn Du ſie erſt alle wiedergeſehen haſt! . . . Du biſt dann doch wenigſtens vor Dir ſelbſt gerechtfertigt. Du haſt bewieſen, daß es Dir ernſtlich darum zu thun war, mit Deiner Familie in Frieden zu leben.

Wilhelm. Wenn man ſo alles wiederſieht, — die alten Plätze alle — Alles tritt ſo heraus —, ſo hervor, weißt Du! — Die Vergangenheit kommt Einem ſo nah — ſo aufdringlich nah; — man kann ſich . . förmlich wehrlos iſt man.

Ida ihn weinend umhalſend. Wenn ich Dich ſo ſehe, Wilhelm . . ach glaub' nur ja nicht . . glaub' doch nur um Himmelswillen nicht etwa, ich hätte Dich dazu

gedrängt, wenn ich . . wenn ich auch nur geahnt hätte . . glaub' doch das nur nicht! Du thust mir ja so furchtbar leid.

Wilhelm. Ida! — zu Dir gesagt — ich kann Dich versichern, daß ich hier fort muß. — Offenbar! — Ich bin diesem Ansturm nicht gewachsen — offenbar! — Es ruinirt mich möglicherweise — auf immer. — Du bist ja ein Kind! — ein süßes, reines Kind, Ida — was weißt Du — Gott sei ewig Dank, daß Du nicht einmal ahnen kannst, was mich . . was der Mensch neben Dir . . zu Dir gesagt — Haß! Galle! — schon als ich hereintrat . . .

Ida. Wollen wir gehen? Wollen wir augenblicklich von hier fortgehen?

Wilhelm. Ja, — denn — in dieser Umgebung — selbst Du! — Ich unterscheide Dich kaum mehr von den Andern. — Ich verliere Dich! — Es ist ein Verbrechen von mir, schon allein, daß Du hier bist.

Ida. Wenn Du doch nur deutlich sein könntest, Wilhelm! Es muß doch — hier etwas Furchtbares passirt sein, was . . . .

Wilhelm. Hier? Ein Verbrechen! um so furchtbarer, weil es nicht als Verbrechen gilt. Man hat mir hier mein Leben gegeben und hier hat man mir dasselbe Leben — zu Dir gesagt — fast möchte ich sagen: systematisch verdorben — bis es mich anwiderte — bis ich daran trug, schleppte, darunter keuchte wie ein Lastthier — mich damit verkroch, vergrub, versteckte, was weiß ich — aber man leidet namenlos — Haß, Wuth,

Reue, Verzweiflung — kein Stillstand! — Tag und Nacht dieselben ätzenden, fressenden Schmerzen — deutet auf die Stirn — da! . . . . — deutet auf's Herz — und — auch — da!

Ida. Was soll ich nur thun, Wilhelm? Ich getraue mir gar nicht mehr — Dir etwas zu rathen — Ich bin so . .

Wilhelm. Ihr hättet zufrieden sein sollen — daß ich glücklich so weit war, wie ich war. — Es war ja alles glücklich — so weit abgeblaßt — jetzt erst erkenne ich, wie weit — überwältigt von Erregung bricht er auf einen Stuhl zusammen.

Ida mit unterdrücktem Aufschrei. Wilhelm!

Frau Buchner in fliegender Hast durch den Treppenbogen. Auf Wilhelm zustürzend. Wilhelm, hören Sie mich, Wilhelm! — jetzt denken Sie an das, was wir gesprochen haben. Jetzt — wenn ich Ihnen so viel gelte . . Ich beschwöre Sie . . Jetzt zeigen Sie . . Ja ich fordre . . . . Ich verlange von Ihnen als Mutter meines Kindes . . Wilhelm! . . Es liegt nun an Ihnen, — an Ihnen allein . . Wilhelm, Sie haben furchtbar gefehlt! — Sie haben eine furchtbare Schuld — Sie werden wieder froh werden. — Ich hab es gethan . . ich habe mit Ihrem Vater geredet. Er . .

Wilhelm steif in die Höhe schnellend, mit starrem Ausdruck und lallender Stimme. V—Vater? — — Wie? — m . . . mit m . . . einem V . . . ater? Er wankt, taumelt wie ein Blödsinniger und sucht seine Sachen zu ergreifen.

Ida tief erschrocken. Wil . . . W . . .

Wilhelm giebt durch Zeichen zu verſtehen, man ſoll ihn nicht zurückhalten.

Ida. Ach — Mutter — Wilhelm — . . . Du . . . Du hätteſt ihm — das nicht — gleich ſagen ſollen.

Frau Buchner. Wilhelm! ſind Sie ein Mann?! Sie können uns doch nicht belogen haben. Wenn Sie noch einen Funken Liebe für uns, — für Ida . . . . Ich fordre Sie auf . . . . Ich, eine Frau . . . .

Ida wirft ſich Wilhelm, der ſchon ſeine Sachen ergriffen hat, entgegen und hält ihn — indem ſie ihn umſchlingt — feſt. Du darfſt nicht fort, oder ich . . . . Mutter! wenn er geht — ich gehe mit ihm!

Wilhelm. Warum — habt Ihr mir das verſchwiegen?

Ida. Nichts . . Du mußt doch nicht gar ſo ſchlecht von uns . . Wir haben Dir nichts verſchwiegen.

Frau Buchner. Wir alle, Ihre Mutter, Ihre Schweſter, wir waren alle ahnungslos, — ebenſo ahnungslos wie Sie. Vor wenigen Minuten iſt er angekommen — ohne ſich vorher anzumelden; und, ſehen Sie, da dachte ich gleich . .

Wilhelm. Wer — hat Ihnen das — mitgetheilt.

Frau Buchner unter Thränen ſeine Hand ergreifend. Sie haben furchtbar, furchtbar gefehlt.

Wilhelm. Sie wiſſen alſo —?

Frau Buchner. Ja, jetzt . .

Wilhelm. Alles?

Frau Buchner. Ja alles; — und, ſehen Sie,

daß ich recht hatte, — daß Sie noch etwas mit ſich herumſchleppten? Das war das Geheimniß.

Wilhelm. Sie wiſſen, daß ich . .?

Frau Buchner nickt bejahend.

Wilhelm. Und Ida —? Soll ſie einem Menſchen zum Opfer fallen, wie . . . wie ich bin, — des . . . Weiß ſie's? . . . Weißt Du's — Ida — auch?

Ida. Nein Wilhelm — aber — ob ich das weiß oder nicht; — das iſt ja wirklich ganz gleichgültig.

Wilhelm. Nein. — Dieſe Hand, die Du . . . die Dich oft . . . dieſe Hand hat . . . Zu Frau Buchner. Iſt es das?

Frau Buchner nickt bejahend.

Wilhelm zu Ida. Wie ſchändlich hab ich Dich betrogen! — Ich bring's nicht über mich. — Später! . . .

Frau Buchner. Wilhelm! Ich weiß, was ich verlange, aber ich . . Sie müſſen ſich vor Ihrem armen Vater erniedrigen — Erſt dann werden Sie ſich wieder ganz frei fühlen. Rufen Sie ihn an! Beten Sie ihn an! Ach Wilhelm! das müſſen Sie thun! Seine Kniee müſſen Sie umklammern — und wenn er Sie mit dem Fuße tritt, wehren Sie ſich nicht! Reden Sie kein Wort! geduldig wie ein Lamm! Glauben Sie mir, — einer Frau, die Ihr Beſtes will.

Wilhelm. Sie wiſſen nicht . . . Sie wiſſen doch nicht, was Sie von mir . . . O Sie müſſen Gott dankbar ſein, Frau Buchner, daß er Ihnen Ihre eigene Grauſamkeit verborgen hat. Ruchlos mag das ſein. Was ich gethan habe, mag ruchlos ſein. Aber was ich durch-

gemacht habe, — da! — innerlich durchgekämpft, durchlitten — diese furchtbaren Peinigungen .... Er hat alles auf mich geladen — und am Ende zu allem noch diese verfluchte Schuld .... Aber dennoch ...!

Nach einem langen, tiefen Blick in Ida's Augen sich aufringend bis zu einem festen Entschluß. Vielleicht — gelingt es mir — dennoch!

Zweiter Vorgang.

Der Raum iſt leer. Sein Licht erhält er zum Theil von einer im Treppenbogen angebrachten rothen Ampel, dann aber, und zwar hauptſächlich, durch die offenen Thüren linker Hand aus dem Seitengemach. Hier ſitzt man, wie das Klingen der Gläſer, das Klappern und Klirren von Tellern und Beſtecks verräth, bei Tafel.

Ida, gleich darauf Wilhelm aus dem Nebengemach.

Ida. Endlich! Einſchmeichelnd. Du mußt doch nun an Vater denken, Willy! Sei mir nicht böſe, aber wenn Du Vater etwas — abzubitten haſt, dann mußt Du doch nicht warten, bis er zu Dir herunter....

Wilhelm. Wollte Vater zu Tiſch 'runterkommen?

Ida. Verſteht ſich! Mama hat ihn ...

Wilhelm umſchlingt und preßt Ida plötzlich mit impulſiver Leidenſchaft ſtürmiſch an ſich.

Ida. Ei ..... ach — Du — wenn Jemand .... mein Haar wird ja ...

Wilhelm läßt die Arme ſchlaff an ihr heruntergleiten, faltet die Hände, ſenkt den Kopf und ſteht, jäh ernüchtert, wie ein ertappter Verbrecher vor ihr.

Ida ihr Haar ordnend. Was für ein ſtürmiſches Menſchenkind Du doch biſt.

Wilhelm. Stürmiſch nennſt Du das. — Ich nenne es — ganz — anders . . .

Ida. Aber Willy! — warum denn nun auf einmal wieder ſo niedergeſchlagen? Unverbeſſerlich biſt Du doch.

Wilhelm ihre Hand krampfhaft faſſend, den Arm um ihre Schulter legend, zieht er ſie haſtigen Schrittes mit ſich durch den Saal. Unverbeſſerlich. Ja, ſiehſt Du! das eben . . ich fürchte ja nichts ſo ſehr, als daß ich . . als daß alle Deine Mühen um mich vergebens ſein könnten. Ich bin ſo entſetzlich wandelbar! Auf die Stirn deutend. Da hinter iſt kein Stillſtand! Schickſale in Secunden! Mich ſelbſt fürcht ich. Vor ſich ſelbſt auf der Flucht ſein: kannſt Du Dir davon einen Begriff machen? Siehſt Du, und ſo fliehe ich — mein Leben lang.

Ida. Am Ende . . ach nein das paßt nicht — —

Wilhelm. Sag' doch!

Ida. Manchmal . . ich hab' mir nur ſchon manchmal gedacht . . wirklich, es iſt mir manchmal ſo vorgekommen, als ob — ſei nicht böſe — als ob garnichts da wäre, wovor Du fliehen müßteſt. Ich habe ſelbſt ſchon . . . . .

Wilhelm. O Du, das glaube nicht! Haſt Du Robert beobachtet, haſt Du geſehen?

Ida. Nein — was?

Wilhelm. Haſt Du bemerkt, wie er mich begrüßte? Der, ſiehſt Du, der weiß, daß ich vor mir fliehen muß; der kennt mich. Frage den nur, der wird Dich aufklären! Damit droht er mir nämlich. Du, Du, das weiß ich

beſſer. Gieb nur Acht, wie er mich immer anblickt! Ich ſoll Angſt kriegen, ich ſoll mich fürchten. Ha ha ha, — nein, lieber Bruder, ſo erbärmlich ſind wir denn doch nicht. Und nun ſiehſt Du wohl ein, Ida, daß ich das nicht zulaſſen darf, — ich meine, Du darfſt Dir keine Illuſionen machen über mich. Es giebt nur eine Möglichkeit: ich muß offen ſein gegen Dich. Ich muß es ſoweit bringen .... Ich ringe darnach. Wenn Du mich ganz kennſt, dann .... Ich meine, wenn Du mich dann noch erträgſt .... oder wenn Du — mich noch lieben kannſt ... dann .. das wäre ein Zuſtand ... dann würde etwas in mich kommen ... was Muthiges, Stolzes ſag ich Dir .... dann lebte doch Einer, und wenn ſie mich alle verachteten ... Ida, voller Hingebung, ſchmiegt ſich an ihn.

Wilhelm. Und jetzt ... jetzt werde ich Dir auch ... bevor ich zu Vater hinaufgehe ... Du weißt, was ich meine?!

Ida nickt.

Wilhelm. Jetzt ſollſt Du ... Ich muß es über mich gewinnen Dir zu ſagen, was mich — mit meinem — Vater ... Ja, Ida, ich will's thun .. Arm in Arm ſchreitend. Stelle Dir vor! Ich war hier zu Beſuch .. nein — ſo kann ich nicht anfangen. — Ich muß weiter zurückgehen. — Du weißt ja, als ich mich damals ſchon eine lange Zeit ſelbſt durchgeſchlagen .... das hab ich Dir wohl noch garnicht erzählt?

Ida. Nein, .. aber ruhig ... nur ja nicht unnöthig ... rege Dich nur nicht auf, Willy!

Wilhelm. Siehſt Du, das iſt wieder ſo ein Fall:

ich bin feig! Ich habe es bis jetzt nicht gewagt, Dir von meiner Vergangenheit zu erzählen .. Auf jeden Fall ist es auch ein Wagniß. — Man wagt etwas, — auch vor sich selbst .. Einerlei! Wenn ich das nicht mal über mich brächte, wie sollt' ich's dann fertig bringen — zu Vater hinaufzugehen?!

Ida. Ach, Du! quäle Dich nicht! — jetzt stürmt so vielerlei auf Dich ein.

Wilhelm. Du hast wohl Furcht? — wie? Du fürchtest wohl Dinge zu hören ..?

Ida. Pfui, pfui, so mußt Du nicht sprechen!

Wilhelm. Nun also — dann stelle Dir vor: hier oben wohnte Vater. Bis er Mutter nahm, hatte er einsam gelebt, und so wurde es bald wieder; er führte sein einsames Sonderlingsleben weiter .... Mit einem Mal verfiel er dann auf uns — Robert und mich, um Auguste hat er sich garnicht bekümmert. — Volle zehn Stunden täglich hockten wir über Büchern .. Wenn ich das Kerkerloch sehe — heutigen Tags noch .. es stieß an sein Arbeitszimmer. Du hast's ja gesehen!

Ida. Der große Saal oben —?

Wilhelm. Ja, der — Wenn wir in diesen Raum eintraten, da mochte die Sonne noch so hell zum Fenster 'reinscheinen, — für uns war es dann Nacht .. Na siehst Du — da .... da liefen wir eben zur Mutter .... Wir liefen ihm einfach fort — und da spielten sich Scenen ab — Mutter zog mich am linken, Vater am anderen Arm ..... Es kam soweit: Friede mußte uns hinaustragen. Wir wehrten uns, wir bissen ihm in die Hände;

natürlich half das nichts, unser Dasein wurde nur noch unerträglicher .... Aber widerspenstig blieben wir, und nun weiß ich, fing Vater an uns zu hassen. Wir trieben es so lange, bis er uns eines Tages die Treppe hinunterjagte. Er konnte uns nicht mehr ertragen — unser Anblick war ihm ekelhaft.

Ida. Aber Dein Vater — das giebst Du doch zu? — eine gute Absicht hat er doch gehabt mit Euch. Ihr solltet eben viel lernen, wie ....

Wilhelm. Bis zu einem gewissen Grade mag er ja auch damals eine gute Absicht — vielleicht gehabt haben. Aber wir waren ja zu der Zeit erst Jungens von neun oder zehn Jahren und von da ab hört die gute Absicht auf. — Im Gegentheil: damals hat er die Absicht gehabt, uns total verkommen zu lassen. — Ja, ja! Mutter zum Possen .... Fünf Jahre lang waren wir im verwegensten Sinne uns selbst überlassen .... Banditen und Tagediebe waren wir .... Ich hatte noch etwas, ich verfiel auf die Musik. Robert hatte nichts — Aber wir verfielen auch noch auf ganz andere Dinge — deren Folgen wir wohl kaum jemals verwinden werden ....

Schließlich schlug Vater wohl das Gewissen. Es gab fürchterliche Scenen mit Mutter. Am Ende wurden wir doch aufgepackt und in einer Anstalt untergebracht. Und als ich mich an das Sklavenleben dort nicht mehr gewöhnen konnte und davonlief, ließ er mich einfangen und nach Hamburg schaffen: der Taugenichts sollte nach Amerika ... Der Taugenichts lief natürlich wieder davon. Ich ließ Eltern Eltern sein und hungerte und darbte mich

auf meine eigene Faust durch die Welt. Robert hat ungefähr die gleiche Carrière hinter sich.

Aber Taugenichtse sind wir deshalb in Vaters Augen doch geblieben ... — Später war ich einmal so naiv eine Unterstützung von ihm zu fordern — nicht zu bitten! — Ich wollte das Conservatorium besuchen. Da schrieb er mir auf einer offenen Postkarte zurück: werde Schuster. — Auf diese Weise, Ida! sind wir so eine Art self made man — aber wir sind nicht besonders stolz darauf.

Ida. Wahrhaftig Willy ..... ich kann wahrhaftig nicht anders .. ich fühle Dir wirklich alles nach; aber — ich kann augenblicklich nicht ernst .... Sieh mich nicht so fremd an, bitte, bitte!

Wilhelm. O Du, — das ist bitter — und nicht zum Lachen.

Ida ausbrechend. 's ist ein Jubelgefühl, Wilhelm! Ich muß Dir sagen .. es mag selbstsüchtig sein, — aber ich freue mich so furchtbar — daß Du das so brauchen kannst .. Ich will Dich ja so lieb haben, Wilhelm! .. Ich sehe so mit einem Mal Zweck und Ziel. Ach ich bin ganz confus! Ich bedaure Dich ja so sehr. Aber je mehr ich Dich bedaure, je mehr freue ich mich. Verstehst Du, was ich meine? Ich meine ..... ich bilde mir ein — ich könnte Dir vielleicht alles, was Du entbehrt hast .. alle Liebe, die Du entbehrt hast, mein ich, könnte ich Dir vielleicht reichlich ..

Wilhelm. Wenn ich's nur — verdiene, — Du! — denn nun kommt — etwas, — was mich allein — betrifft ... Vor Jahren .. nein — es ist .. Ich kam

nämlich ſpäter hie und da beſuchsweiſe zur Mutter. — Mach' Dir mal klar, Ida! — wenn ich ſo das ganze Elend wiederſah .. mach Dir mal klar, wie mir da — zu Muthe werden mußte.

Ida. Deine Mutter — litt wohl — ſehr?

Wilhelm. In manchen Dingen, denk ich ja heut anders über Mutter. Immerhin, die Hauptſchuld trägt Vater doch. Damals kam mir's vor, als ob er Mutter widerrechtlich hier gefangen hielte. Ich wollte geradezu, ſie ſollte ſich von ihm trennen.

Ida. Aber — das konnte Deine Mutter — garnicht, das, —

Wilhelm. Sie folgte mir ja auch nicht. Sie hatte nicht den Muth. — Nun — mit welchen Augen ich Vater anſah .. nun, das kannſt Du Dir vielleicht denken.

Ida. Sieh mal Wilhelm! — Du warſt vielleicht doch nicht ganz gerecht gegen Deinen Vater .... Ein Mann ..

Wilhelm ohne Ida's Einwurf zu beachten. Einmal — beging ich — die Thorheit — einen Freund von mir ... Unſinn: Freund ..... flüchtiger Bekannter, — ein Muſiker .. Ich brachte ihn alſo mit hierher. Das war eine Auffriſchung für Mutter. Sie ſpielte nämlich — eine Woche lang — täglich mit ihm vierhändig ... Da alſo .... haarſträubend ... ſo wahr, wie ich vor Dir ſtehe —: kein Schatten einer Möglichkeit! — und am Ende der Woche — ſchrieen es ihr — die Dienſtboten — in's Geſicht.

Ida. Verzeih'! .. Ich ..... Um was —?

Wilhelm. Mutter! .. Mutter ſollte .... Meine

Mutter sollte .... Sie sollte — denke Dir! sie wagten es ihr offen vorzuwerfen, daß sie — ein schlechtes — Verhältniß — mit .. das heißt, ich stellte die Person zur Rede .. frech .. der Kutscher hätte es ihr gesagt .. Ich zum Kutscher und der .. der .. der will es .. der sagt mir geradezu, er habe es vom Herrn .. vom Herrn selber — .. Natürlich ... wo werde ich ihm denn so was glauben?! — oder — wenigstens — sträubte ich mich — bis — ich — ein Gespräch — belauschte, — was Vater — im Stall ..... im Pferdestall mit dem Burschen — hatte, — und — Du kannst mir — glauben: — die Hände — starben — mir — ab, — wie ich — ihn da — über — meine — Mutter — reden hörte.

Ida. Sei doch nur .... Laß Dich doch nur .... reg' Dich doch bloß nicht so furchtbar auf. Du bist ja ganz ....

Wilhelm. Ich weiß nicht mehr ... Ich weiß nur ... Es steckt etwas in uns Menschen .. der Wille ist ein Strohhalm ..... Man muß so etwas durchmachen .. Es war wie ein Einsturz ... Ein Zustand wie .. und in diesem Zustand befand ich mich plötzlich in Vaters Zimmer. — Ich sah ihn. — Er hatte irgend etwas vor — ich kann mich nicht mehr besinnen was. — Und da — hab ich ihn — buchstäblich — mit — diesen — bei — den — Händen — ab—ge—straft. Er hat Mühe sich aufrecht zu erhalten.

Ida. Ihre Augen stehen voll Thränen, die sie trocknet. Bleich und erschüttert starrt sie einige Augenblicke auf Wilhelm hin, dann küßt sie still weinend seine Stirn.

Wilhelm. Du — Barmherzige.

Man hört die Stimme des Doktors von der Treppe her.

Wilhelm. Und nun, — wenn je! Er rafft sich auf, Ida küßt ihn nochmals. Er hat krampfhaft ihre Hand gefaßt. Wie die Stimme des Doktors schweigt, hört man fröhliches Gelächter aus dem Nebenzimmer.

Wilhelm mit Bezug auf das Lachen, wie auch auf das Kommen des Doktors, den man die Treppe herunter steigen hört. Ihr habt eine wunderbare Macht! Ein Händedruck beiderseitiger Ermuthigung, dann trennt sich Ida von Wilhelm. Bevor sie abgeht, kehrt sie noch einmal um, faßt Wilhelms Hand und sagt: Sei tapfer! Ab.

Dr. Scholz noch auf der Treppe. Ä! großer Unsinn! .... rechts, Friebe! — ä! Ellbogen ... nicht halten, nicht halten! Donnerwetter!

Wilhelm. Je weiter der Doktor herunterkommt, um so aufgeregter erscheint Wilhelm. Seine Farbe wechselt oft, er fährt sich durch die Haare, athmet tief, macht die Bewegungen des Clavierspielens mit der Rechten ꝛc. Hierauf ist deutlich wahrzunehmen, wie Strömungen für und wider in ihm kämpfen, — wie er in seinem Entschluß wankend wird. Er scheint fliehen zu wollen, da bannt ihn das Hervortreten des Doktors. Er hat eine Stuhllehne gefaßt, um sich zu stützen und steht zitternd und bleich da. Der Doktor ist ebenfalls, zu seiner vollen imponirenden Größe aufgerichtet, stehen geblieben und mißt seinen Sohn mit einem Blick, der nacheinander Schreck, Haß und Verachtung ausdrückt. Es herrscht Stille; Friebe, der, den Doktor stützend und ihm vorleuchtend, ebenfalls eingetreten ist, benützt dieselbe, um sich davonzuschleichen, ab in die Küche. Wilhelm scheint einen Seelenkampf physisch durchzuringen. Er will reden, die Kehle scheint ihm zu versagen, es kommt nur zu lautlosen Bewegungen der Lippen. Er nimmt die Hand von der Stuhllehne und schreitet

auf den Alten zu. Er geht unſicher, er taumelt, er kommt in's Wanken, ſteht, will auf's neue reden, vermag es aber nicht, ſchleppt ſich weiter und bricht die Hände gefaltet zu des Alten Füßen nieder. In des Doktors Geſicht hat der Ausdruck gewechſelt: Haß, Staunen, erwachendes Mitgefühl, Beſtürzung.

Dr. Scholz. Junge ... mein lieber Junge! mein ... Er ſucht ihn bei den Händen zu erheben. Steh doch nur — auf! .. Er faßt Wilhelms Kopf, der ſchlaff hängt, zwiſchen beide Hände und kehrt ihn ſich zu. Sieh mich ... Junge ... ſieh mich doch mal — an. Ach, was iſt denn — mit ...?

Wilhelm bewegt die Lippen.

Dr. Scholz mit bebender Stimme. Was ... was ... ſagſt Du zu mir? Ich ....

Wilhelm. V ... Vater — ich ..

Dr. Scholz. Wie — meinſt Du —?

Wilhelm. Ich — habe Dich ... habe Dich ... h ... h ...

Dr. Scholz. Unſinn, Unſinn! jetzt nicht von ſolchen ...

Wilhelm. Ich bin — an Dir — zum Verbrecher ....

Dr. Scholz. Unſinn, Unſinn! Ich weiß garnicht, was Du willſt? Alte Sachen ſind alte Sachen. Thu mir die einzige Liebe, Junge! ...

Wilhelm. Nun — nimm's von mir! nimm — die Laſt von mir!

Dr. Scholz. Vergeben und vergeſſen, Junge! vergeben und vergeſſen ...

Wilhelm. Dank .... Er athmet tief auf, das Bewußtſein verläßt ihn.

Dr. Scholz. Junge! was machſt Du mir denn für Sachen! was ....

Er hebt und ſchleppt den Ohnmächtigen allein bis in einen in der Nähe ſtehenden Lehnſtuhl. Bevor er ihn niedergeſetzt hat, kommen Ida, Robert, Auguſte, Frau Scholz und Frau Buchner haſtig aus dem Nebengemach, Friebe aus der Küche.

Dr. Scholz. Wein! ſchnell etwas Wein!

Ida geht und iſt ſogleich mit Wein zurück.

Frau Scholz. O Gottogottogott! Waſſer!.. gleich mit Waſſer beſprengen!

Dr. Scholz flößt ihm Wein ein.

Auguſte. Was war denn?

Ida bleich und in Thränen, legt ihre Wangen an die Wilhelms. Wie eiskalt er ſich anfühlt.

Frau Scholz. Ueber was hat ſich denn der Junge bloß ſo aufgeregt, das möcht ich bloß wiſſen:... das iſt mir doch rein .....

Robert ihre Hand faſſend und zugleich ihre Rede abſchneidend, verweiſend. Mutter!!

Frau Buchner. Beſprengen, beſprengen, Herr Doktor!

Dr. Scholz. Pſt, pſſt, habt Ihr.. haben Sie vielleicht Eau de Cologne?

Frau Buchner. Ja, — ſie giebt ihm ein Flacon — bitte.

Dr. Scholz. Danke. Er beſtreicht dem Ohnmächtigen die Stirn.

Ida zum Doktor. Es iſt — doch hoffentlich... nicht wahr? nur .... Sie bricht in Schluchzen aus. Ach, er ſieht ſo ſchrecklich rührend aus, wie .... wirklich wie — todt ſieht er aus.

Robert tröſtet Ida.

Frau Scholz. Wie der Junge bloß ſchwitzt! Sie wiſcht ihm die Stirn.

Wilhelm gähnt.

Dr. Scholz. Pſt. Er und alle blicken mit Spannung auf Wilhelm.

Wilhelm räuſpert ſich, dehnt ſich, öffnet und ſchließt die Augen wie ein Schlaftrunkener, legt den Kopf wie zum Schlaf zurück.

Dr. Scholz hörbar. Gott ſei Dank!

Er richtet ſich auf, wiſcht ſich die Stirn mit dem Taſchentuch und muſtert gerührt und halb verlegen ſeine Umgebung. Ida iſt ihrer Mutter unter Lachen und Weinen um den Hals gefallen. Robert ſteht kaum Herr ſeiner Bewegung mit gefalteten Händen da und läßt ſeine Blicke abwechſelnd über alle Anweſenden hingleiten. Auguſte geht, das Taſchentuch zuſammengeballt vor dem Munde, haſtig auf und ab, und hält jedes Mal im Vorübergehen einen Augenblick vor Wilhelm inne, um ihn forſchend zu betrachten. Friebe geht auf den Zehenſpitzen ab. Des Doktors Blick trifft den ſeiner Frau. Schüchtern und gerührt wagt ſie ſich näher, faßt leiſe ſeine Hand und klopft ihm auf den Rücken.

Frau Scholz. Alterchen —!

Auguſte ahmt die Mutter nach, umarmt und küßt dann den Vater, was dieſer geſchehen läßt, ohne ſeine Hand aus der ſeiner Frau zu nehmen.

Auguſte an ſeinem Halſe. Mein Herzensväterchen!

Robert plötzlich entſchloſſen tritt er auf ſeinen Vater zu und ſchüttelt ihm die Hand.

Frau Scholz giebt des Doktors Hand frei und führt ihm Ida zu.

Dr. Scholz blickt erst Ida, dann Wilhelm an und richtet einen fragenden Blick auf Frau Buchner.

Frau Buchner nickt bejahend.

Dr. Scholz macht eine Gebärde, die etwa ausdrückt: ich will nichts verreden, ich kann mich vielleicht täuschen. Hierauf streckt er dem Mädchen seine Hand entgegen.

Ida kommt, nimmt seine Hand, beugt sich darauf nieder und küßt sie.

Dr. Scholz zieht seine Hand gleichsam erschreckt zurück.

Wilhelm seufzt tief auf. Alle erschrecken.

Auguste in der Thür zum Nebengemach winkt Frau Scholz, dann ab.

Frau Scholz macht dem Doktor Zeichen, die besagen: man wolle sich ins Nebengemach begeben des Patienten wegen.

Dr. Scholz nickt bestätigend und entfernt sich Hand in Hand mit Frau Scholz behutsam.

Frau Buchner, der Ida bedeutet hat, sie wolle bei Wilhelm bleiben, ebenfalls ab ins Nebenzimmer.

Robert leise. Fräulein Ida, würden Sie . . möchten Sie mir wohl die Wache diesmal überlassen?

Ida freudig überrascht. Herzlich gern! Händedruck, ab in's Nebengemach.

Robert rückt einen Stuhl neben den Wilhelms und läßt sich, den Schlafenden beobachtend, darauf nieder. Nach einem Weilchen zieht er seine Tabakspfeife aus der Tasche, um sie in Brand zu setzen, erinnert sich aber zur rechten Zeit der Gegenwart des Patienten, und steckt sie sogleich wieder ein.

Wilhelm seufzt, streckt die Glieder.

Robert leise und behutsam. Wilhelm.

Wilhelm räuspert sich, schlägt die Augen fremd und ver-

wundert auf und ſagt nach einer Weile — als hätte ihn die Anrede Roberts erſt jetzt getroffen: — Ja!

Robert. Wie iſt Dir denn jetzt?

Wilhelm nachdem er Robert eine Weile nachdenklich angeblickt hat, mit ſchwacher Stimme. Robert? — nicht?

Robert. Ja — ich bin's . . . Robert . . . wie geht's Dir denn?

Wilhelm. Gut — räuſpert ſich — ganz gut — jetzt. Er lächelt gezwungen, macht einen ſchwachen Verſuch ſich zu erheben, der fehl ſchlägt.

Robert. O, Du! das iſt doch wohl noch ein bischen gar zu zeitig, nicht?

Wilhelm nickt bejahend, ſeufzt, ſchließt erſchöpft die Augen. . . . .

Wilhelm ſchlägt die Augen groß und ruhig auf und ſpricht leiſe, aber klar: Was iſt denn eigentlich paſſirt? — hier? —

Robert. Ich glaube, Wilhelm, es wird das Beſte ſein, wir laſſen das vorläufig auf ſich beruhen . . . . Die Verſicherung geb ich Dir: etwas . . ich jedenfalls hätte es niemals für möglich gehalten.

Wilhelm vergeiſtigt. — Ich — auch nicht.

Robert. — Wie ſoll man denn auch . . . . ä! Kohl! das war ja auch abſolut nicht vorauszuſehen! — aber es iſt eben doch vorgefallen.

Wilhelm. Ja — nun fällt mir — nach und nach . . . es — war — lieblich! Seine Augen füllen ſich mit Thränen.

Robert mit leiſem Beben in der Stimme. Ein ſentimentales Weibsbild iſt man doch . . . . So viel ſteht wieder mal

bombenfeſt: man hat wieder mal ſo in's Blaue 'nein verdammt. Gekannt haben wir den Alten doch nicht, — das können wir doch wohl nich' gerade behaupten.

Wilhelm. Vater? — nein! wir ſind ja alle — ſo blind, ſo blind!

Robert. Das — weiß Gott! — ſind wir ....

Wilhelm. Wie mir das vorkommt! — wunderfremd. Er liebt uns ja! Der alte Mann iſt ja ſo himmliſch gut! ....

Robert. Das kann er ſein, und das wußte ich bis jetzt nicht.

Wilhelm. Mir dämmert manches! ....

Robert. Mit dem Verſtande — und ſo — ſieh mal — hatt ich das ja längſt erfaßt. — Alles iſt geworden. Verantwortlich hab ich Vater nicht gemacht. — Heißt das, ſchon ſeit Jahren nicht mehr. — Nicht für mich, überhaupt für keinen von uns. Aber heut hab ich's gefühlt; und das iſt, kannſt Du glauben, noch ganz was andres .... Ehrlich, mich hat's geradezu aus dem Gleichgewicht gebracht. — Als ich ihn ſo ſah — ſo um Dich bemüht .... förmlich wie ein Schlag war mir da! — Und nun muß ich mir immer ſagen: — warum iſt denn das nun nicht .... na warum denn nicht? Es iſt doch jetzt in uns lebendig geworden, es war doch alſo in uns — warum iſt es nicht ſchon früher hervorgebrochen? In Vater, in Dir — und in mir wahrhaftigen Gott auch? Es war doch in uns! Und nun hat er das ſo in ſich hinein gewürgt — Vater mein ich — na und wir ja auch — ſo viele Jahre lang ....

Wilhelm. Das ist mir nun aufgegangen: ein Mensch kehrt nicht nur jedem seiner Mitmenschen eine andere Seite zu, sondern er ist thatsächlich jedem gegenüber von Grund aus anders ....

Robert. Warum muß denn das so sein zwischen uns? Warum müssen denn wir uns nur immer und ewig abstoßen?

Wilhelm. Das will ich Dir sagen: Herzensgüte fehlt uns! Nimm z. B. Ida! Was Du Dir erklügelt hast, das lebt in ihr. Sie sitzt nie zu Gericht. Alles greift sie so weich, so mitleidig an — die zartesten Dinge. Das schont so, verstehst Du! das .. und das glaub ich, ist es ....

Robert sich erhebend. Wie ist Dir jetzt so? —

Wilhelm. Recht frei ist mir doch jetzt ...

Robert. Ä — was nutzt das alles! .... Ja — was ich wollte — sagen? Vielleicht wird's doch gut mit Euch!

Wilhelm. Was denn?

Robert. Na, wie denn? Du und ... na, und Ida natürlich.

Wilhelm. Vielleicht! ... Die beiden haben eine Macht — auch Frau Buchner — aber doch Ida hauptsächlich. Ich habe gedacht das könnte mich retten .... Zuerst wehrte ich mich ja ...

Robert gedankenvoll. Das haben sie! — sie haben eine Macht und deshalb .... anfänglich — offen gesagt, hab ich's Dir verübelt.

Wilhelm. Das fühlte ich wohl.

Robert. Na, nimm mal an: ich hörte von einer Verlobung und nun sah ich Ida; treppauf, treppab sang sie und so fröhlich — ohne eine Idee von ....

Wilhelm erhebt sich. Ich verstand Dich ja auch; ich gab Dir ja sogar recht, was willst Du!

Robert. Nu ja doch! — ich bin ja auch .. es ist ja auf diese Weise ganz was anders. — Ich muß ja zugeben .. wie gesagt .. überhaupt .. Ganz frisch schon?

Wilhelm. Vollkommen.

Robert. Dann kommst Du wohl also bald?

Wilhelm. Ich will nur noch .. geh doch einstweilen Du!

Robert. Schön! Geht, kommt zurück. Hör mal, Du! ich kann nicht anders, ich muß Dir sagen, Deine ganze Handlungsweise — Vater gegenüber — und auch — überhaupt, ist hochachtenswerth. — Ich hab' Dich auch so — überfallen förmlich — mit meiner verfluchten Bornirtheit. Man ... hol's der Teufel! Ich habe seit langer Zeit wieder zum ersten Male so 'ne Art unabweisbares Bedürfniß, verstehst Du! mich selbst anzuspucken. Das genügt Dir doch, wie? — Na, Du wirst mir doch nun auch die Liebe thun und — wenn ich Dich .. ja wohl, gekränkt habe ich Dich ununterbrochen, seit Du hier bist. Also — es thut mir leid! hörst Du!

Wilhelm. Bruder! Sie schütteln sich mit Rührung die Hände.

Robert zieht ruhig die Hand aus der Wilhelms, bringt seine Cabakspfeife hervor, entzündet sie, pafft, und sagt dabei vor sich hin: Acrobaten — seele! — pf! pf! na item. Hierauf wendet er

ſich zum Gehen. Bevor er die Thüre des Seitengemaches aufklinkt, ſpricht er über die Schultern zu Wilhelm: Ich — will ſie Dir herausſchicken!

Wilhelm. Ach — Du — laß doch! . . . na — wenn Du . . . .

Robert nickt bejahend, verſchwindet in der Thür. Ab.

Wilhelm athmet befreit auf. Volle Freude über das Geſchehene bemächtigt ſich ſeiner.

Ida kommt aus dem Nebenzimmer, fliegt in ſeine Arme. Willy!

Wilhelm. — Jetzt — jetzt . . Du . . Ihr . . Ihr beiden goldnen Seelen habt mich losgekämpft. Jetzt — ein ganz neues Leben! . . Du glaubſt nicht, wie mich das hebt! Ordentlich groß ſtehe ich vor mir da! — O Du! das merke ich jetzt erſt — das hat doch furchtbar auf mir gelaſtet . . Und nun fühl ich auch Kraft! Kraft fühle ich, Du! — Verlaß Dich d'rauf, ich erreiche es nun doch noch! Ich werd's ihm zeigen, was der Taugenichts kann! Ich werde Vater den Beweis liefern. Ich werde ihm beweiſen, daß etwas in mir lebt: eine Kraft, eine Kunſt, vor der ſie ſich beugen ſollen . . Die ſtarrſten Köpfe werden ſich beugen, ich fühl's! — Das hat mich nur niedergeknebelt, glaubſt Du! Es kribbelt mir in den Fingerſpitzen, glaubſt Du! . . Ich möchte ſchaffen, ſchaffen! . .

Ida. Siehſt Du, ſo iſt's recht! Nun endlich haſt Du Dich wiedergefunden. — Liebſter, ich möchte jauchzen. — Jauchzen möcht ich, — jubeln . . Siehſt Du, wie ich recht hatte: nichts iſt erſtorben in Dir! Es ſchlief nur! Es wacht alles wieder auf, ſagt ich Dir immer. Es iſt aufgewacht, ſiehſt Du nun! . . . .

Sie umarmen, küſſen ſich und ſchreiten dann in einander verſchlungen in ſtummer Glückſeligkeit durch den Saal.

Wilhelm bleibt ſtehn, ſchaut mit glücklichem Staunen in die Augen ſeiner Braut, dann läßt er den Blick weiter ſchweifen, rings herum durch den Raum und ſagt: In dieſen eiskalten Mauern . . . wie Frühlingszauber iſt das!

Einige Küſſe; eng verſchlungen, ſtumm im Glück, ſchreiten ſie weiter.

Ida ſingt piano mit ſchelmiſcher Beziehung auf etwas in der Vergangenheit; etwas, wie: nun, ſiehſt Du, wie recht ich hatte.

Wenn im Hag der Lindenbaum
Wieder blüht,
Huſcht der alte Frühlingstraum . .

Frau Scholz tritt ein, gewahrt die beiden, will ſich ſchnell wieder entfernen.

Ida hat es bemerkt, bricht ihr Lied ab, fliegt auf Frau Scholz zu. Nicht fortlaufen, Schwiegermuttelchen!

Frau Scholz. I warum nich' gar! Ihr könnt mich ja garnicht brauchen.

Wilhelm umarmt und küßt ſeine Mutter und hilft ſie mit hereinziehen.

Frau Scholz launig. Du biſt wohl nich' recht geſcheidt. Ihr ſeid wohl . . Ihr reißt mir ja . .

Wilhelm. Ach was, Mutter! das iſt ja jetzt alles einerlei — Mutter! Du ſiehſt einen anderen Menſchen vor Dir. Zwiſchen Mutter und Braut, beider Hände haltend. Komm, altes Mamachen! — Seht Euch in die Augen! — ſo — gebt Euch die Hände!

Frau Scholz. Närr'ſcher Kerl!

Wilhelm. Küßt Euch!

Frau Scholz, nachdem ſie ſich mit der Schürze über den Mund gefahren. Na, dummer Kerl! — das ... da iſt doch weiter nichts dabei .. da brauchſt Du uns doch nicht .. gelt, Ida? Sie küſſen ſich lachend.

Wilhelm. Und nun Friede!

Frau Scholz. Nich' berufen, Junge!

Friede, eine dampfende Punſchterrine tragend, aus der Küche in das Nebengemach.

Wilhelm. Oho! — na dann alſo .. Friede! iſt er gut?

Friede im Vorübergehen. J, von det Zeich kenn'n Se mer dreiſte wat vorſetzen, da bring ick ooch noch keen'n Schluck nich ieber de Lippen.

Wilhelm. Nich' möglich, Friede!

Friede. Friher, ja — jetz' bin ick — längſt abjeſchmiſſen. Jetz' trink ick — nur — mehrſchtentheels — b — bitt'ren Schnaps. Ab.

Ida hat Wilhelm die Cravatte in Ordnung gebracht und den Rock zurecht gerückt. So, nu ...

Wilhelm. Schon gut, Du! — Iſt Vater heiter?

Frau Scholz. Er erzählt ſo. — Manchmal verſteht man's garnicht.

Wilhelm. Das Herz pocht mir doch wieder!

Frau Scholz. Wenn nur Robert nich' ſo viel tränke.

Wilhelm. Ach Mutter heut .. heut iſt das ja alles einerlei! heut ....

Ida. Nun komm ſchnell, eh Dir erſt wieder ..

Wilhelm zu Frau Scholz. Gehſt Du mit?

Frau Scholz. Geht nur, geht!

Ida und Wilhelm ab in's Nebenzimmer.

Frau Scholz . . . steht, sinnt nach, streicht sich mit der Hand die Stirne und begiebt sich zu Folge eines plötzlichen Einfalls an die Thür des Nebengemachs, wo sie lauscht.

Friebe tritt durch eben dieselbe Thür ein. Man merkt nun deutlich: er ist angeheitert. Frau Dokter!

Frau Scholz. Was wollen Sie?

Friebe pfiffig geheimnißvoll. Ma hat sei' Wunder, Frau Sch—olzen.

Frau Scholz zurückschreckend. Sie haben — zu viel getrunken! Sie . .

Friebe. Ick — lauer' schon — uf alle Arten, det ick . . det ick und ick wollte Sie wat mittheilen.

Frau Scholz. Na ja, ja, ja! Sagen Sie nur schnell, was Sie zu sagen haben.

Friebe. Na, ick meen' man bloß . .

Frau Scholz. So reden Sie doch nur, Friebe!

Friebe. Ick meen' man bloß: — det is doch nich taktmäßig. In diese F . . . Function — da sind ooch all noch ville Sachen — wo ick ooch verschweigen muß . . . . ick meen' man bloß — Ihr Mann — der kann't unmeejlich mehr lange machen . . .

Frau Scholz. O Jesis, Jesis, Friebe! Hat er denn . . . o Jesis! hat er denn geklagt? Is' er denn krank?

Friebe. Na, uf so wat — versteh ick mir doch?!

Frau Scholz. Ueber was klagt er denn?

Friebe. Ick soll't ja — aber — nich' — sagen.

Frau Scholz. Is' es denn ernst? Friebe nickt bestätigend. Er kann doch aber nich' vom Tode gesprochen haben?

Friebe. Er hat sich — sogar — noch mehr — sone Sachen bedient, aber . . .

Frau Scholz. Na nu drücken Sie ſich doch endlich deutlich aus. Trinkt der Menſch . . .!

Friebe aufgebracht. Ja ick . . na Järtner — un' Schuhwichſer . . un' was da allens vorfallen dhut . . . . nee! — Ick brauch mir det nich' . . in jede Function . . . das . . . in dieſe Function kommt — allens vor — aber nee! . . da haben ſe — det Janze . . . . klar . . . . . Punkt! . . . . Er macht kehrt, ab in die Küche.

Frau Scholz. Der Menſch iſt verrückt geworden.

Ida im Hintergrund durch die Thüre des Nebenzimmers, dieſe hinter ſich zudrückend. Sie ein klein wenig wieder öffnend, ruft ſie in's Gemach zurück. Warten, Herrſchaften! ruhig und folgſam warten!

Wilhelm ſich hereindrängend. Ich will Dir ja nur helfen.

Ida. Aber ſonſt Niemand!

Ida und Wilhelm entzünden die Chriſtbaumlichte.

Frau Scholz. Du! — hör' mal! — Wilhelm!

Wilhelm beſchäftigt. Gleich, Mutterchen! — wir ſind gleich fertig.

Der Chriſtbaum, die Girandolen und der Kronleuchter ſtehen im Licht. Ida nimmt eine große Decke, welche über die Geſchenke auf der Tafel gebreitet war, von dieſen herunter.

Wilhelm tritt zur Mutter.

Ida ruft durch die Thüre des Speiſezimmers: Jetzt!

Frau Scholz iſt im Begriff Wilhelm etwas mizuttheilen, als ſie durch den Eintritt des Dr. Scholz geſtört wird. Es folgen nun: Auguſte, Robert und Frau Buchner.

Dr. Scholz vom Trinken geröthetes Geſicht. Mit affectirtem Staunen. Ah! ah!

Frau Buchner. Feenhaft!

Auguſte befangen lächelnd.

Robert umgeht, die Pfeife im Munde, erſt befangen, dann mehr und mehr ironiſch lächelnd, den Raum.

Ida hat Wilhelm, der darob äußerſt betreten iſt, zu dem Platze geführt, wo ſeine Geſchenke liegen. Lach' mich nicht aus, Willy! Sie hält ihm die Börſe hin.

Wilhelm. Nein aber! Ida! — ich hab' Dich doch gebeten ....

Ida. Ich hatte ſie mal für Vater gehäkelt. Das letzte Jahr vor ſeinem Tode hat er ſie viel getragen. Da dacht ich ....

Wilhelm unter den Blicken der Beobachter mit ſteigender Verlegenheit. Ja wohl .. ſo ſo .. vielen Dank, Ida!

Robert. Die Dinger müßten nur praktiſcher ſein.

Frau Scholz durch Frau Buchner ebenfalls an den Tiſch geführt. Aber was machſt Du denn nur für Geſchichten? Ich kann Euch ja garnichts ... ich hab ja garnichts für Euch — vor einem gehäkelten Tuche — nein .. nein .. nee Du — thu mer die Liebe! Das haſt Du für mich gehäkelt? Nee ſag' mer nur — fer mich alte Frau? Na da dank ich Dir auch vielmals ſchön. Sie küſſen ſich.

Frau Buchner. Ach ich — freu' mich nur, wenn Dir's gefällt.

Frau Scholz. Prachtvoll! — wundervoll — wunderſchön! Wie viele Zeit und Mühe! Nee! ....

Ida. Auch für Sie hätt ich was, Herr Robert! Sie dürfen mich aber nicht auslachen!

Robert über und über roth werdend. Ä — zu was denn!

Ida. Ich hab' mir gedacht — Ihre Tabaks-pfeife — die wird Ihnen nächſtens die Naſenſpitze ver-

brennen — und da hab ich mich Ihrer erbarmt und noch gestern schnell .... Sie zieht eine neue Tabakspfeife, die sie auf dem Rücken gehalten, hervor und überreicht sie ihm. Da ist das Prachtstück!

Allgemeine Heiterkeit.

Robert ohne ihr die Pfeife abzunehmen. Sie scherzen, Fräulein!

Ida. Na ja! aber mit dem Schenken ist's mir bitter ernst.

Robert. Ach nein doch, nein doch, das glaub ich nicht!

Frau Scholz entrüstet leise zu Wilhelm. Robert ist unausstehlich!

Ida. Aber nein, wirklich!

Robert. Sehen Sie — dies Ding da .... ich habe mich so d'ran gewöhnt .... i, und Sie scherzen ja auch wirklich nur!

Ida die Augen voll Thränen. Ihren Schmerz bemeisternd und mit zitternder Stimme. Nun — ja — wenn Sie meinen. Sie legt das Geschenk auf den Tisch zurück.

Frau Buchner hat während des letzten Gesprächs mehrmals leise Ida zugerufen; nun eilt sie auf sie zu. Idchen — hast Du denn vergessen?

Ida. Was denn, Mama?

Frau Buchner. Du weißt doch! Zu den Uebrigen. Nun sollen Sie noch etwas zu hören bekommen.

Ida, froh auf diese Weise ihre Bewegung verbergen zu können, folgt ihrer Mutter, die sie an der Hand gefaßt hat, in's Nebenzimmer.

Frau Scholz zu Robert. Warum hast Du ihr denn die Freude verdorben?

Wilhelm geht, die Enden ſeines Schnurrbartes nervös kauend, unruhig umher und wirft ab und zu drohende Blicke auf Robert.

Robert. Was denn? wie denn? Ich weiß garnicht, was Du willſt?

Auguſte. Na, freundlich war das allerdings nicht gerade.

Robert. Laßt mich doch zufrieden! und überhaupt: was ſoll ich denn damit.

Geſang und Clavierſpiel, aus dem Nebenzimmer dringend, unterbricht die Sprechenden. Alle blicken einander erſchrocken an.

Idas Stimme:

Ihr Kinderlein kommet,
O kommet doch all!
Zur Krippe herkommet
In Bethlehems Stall,
Und ſeht, was in dieſer
Hochheiligen Nacht
Der Vater im Himmel
Für Freude uns macht!

Dr. Scholz iſt über das Verhalten Roberts immer finſterer geworden. Bei Beginn des Geſanges blickt er ſcheu — wie Jemand, der einen Angriff fürchtet — umher und ſucht einen gewiſſen Abſtand zwiſchen ſich und jedem der Anweſenden möglichſt unauffällig feſtzuhalten.

Frau Scholz bei Beginn des Geſanges. Ach, wie ſchön! Einen Augenblick lauſcht ſie hingegeben, dann bricht ſie in Schluchzen aus.

Robert bewegt ſich langſam, macht wie der Geſang an-

hebt ein Geſicht, wie: na nu hört's auf, ſchreitet weiter, lächelt ironiſch und ſchüttelt mehrmals den Kopf. Im Vorübergehen ſagt er halblaut etwas zu Auguſte.

Auguſte halb und halb gerührt, platzt nun laut heraus.

Wilhelm hat bisher, ein Spiel widerſprechender Empfindungen, an die Tafel gelehnt — auf der Platte nervös Clavier ſpielend — geſtanden; nun ſteigt ihm die Röthe der Entrüſtung in's Geſicht.

Robert ſcheint gegen Ende des Geſanges unter den Tönen phyſiſch zu leiden. Die Unmöglichkeit, ſich dem Eindruck derſelben zu entziehen, ſcheint ihn zu foltern und mehr und mehr zu erbittern. Unmittelbar nach Schluß des Verſes entfährt ihm — gleichſam als Trümmerſtück eines inneren Monologes — unwillkürlich das Wort: Kinderkomödie, in einem beißenden und wegwerfenden Tone.

Alle, auch der Doktor, haben das Wort gehört und ſtarren Robert entſetzt an.

Frau Scholz.
Auguſte. } Robert!

Dr. Scholz unterdrückt eine Aufwallung von Jähzorn.

Wilhelm macht in bleicher Wuth einige Schritte auf Robert zu.

Frau Scholz ſtürzt ſich ihm entgegen, umarmt ihn. Wilhelm! — thu mir die einzige Liebe!

Wilhelm. Gut —! Mutter!

Er geht, ſich überwindend, erregt umher. In dieſem Augenblick hebt der zweite Vers an. Kaum berühren die erſten Töne ſein Ohr, ſo erzeugt ſich in ihm ein Entſchluß, in Folge deſſen er auf die Thür des Seitengemaches zuſchreitet.

Da liegt es, ach Kinder!
Auf Heu und auf Stroh;
Maria und Joſef
Betrachten es froh,
Die redlichen Hirten
Knie'n betend davor,
Hoch oben ſchwebt jubelnd
Der Engelein Chor.

Frau Scholz ſtellt ſich ihm in den Weg. Wilhelm! — was machſt Du denn!

Wilhelm ausbrechend. Sie ſollen aufhören zu ſingen.

Auguſte. Du biſt wohl nicht bei Troſt.

Wilhelm. Laßt mich zufrieden! Ich ſage, ſie ſollen aufhören.

Frau Scholz. Aber ſei doch ... Du biſt ja wirklich .. na gutt, dann ſiehſt Du mich dieſen Abend nicht mehr.

Robert. Bleib doch Mutter! Laß ihn doch machen! Es iſt ja ſeine Privatſache!

Wilhelm. Robert! treib's nicht zu weit! Nimm meinen Rath an! Du haſt mir vorhin eine Rührſcene vorgemacht, das macht Dich nur noch widerwärtiger.

Robert. Sehr richtig: — Rührſcene. — Bin ſelbſt der Meinung ....

Wilhelm geht abermals auf das Seitengemach zu.

Frau Scholz ihn abermals aufhaltend. O, Gottogottogott Junge, warum willſt Du ſie denn? .. Der zweite Vers iſt beendet.

Wilhelm. Weil Ihr es alle miteinander nicht werth seid.

Robert dicht an Wilhelm herantretend, mit einem frechen, vielsagenden Blick in seine Augen. Du, vielleicht?

Frau Scholz. O, Jesis nee, Ihr treibt's doch wieder so weit. Der dritte Vers hebt an.

Manch Hirtenkind trägt wohl
Mit heiterem Sinn
Milch, Butter und Honig
Nach Bethlehem hin,
Ein Körbchen voll Früchte,
Das purpurroth glänzt,
Ein schneeweißes Lämmchen,
Mit Blumen bekränzt.

Wilhelm. Sie sollen aufhören!

Frau Scholz ihn wiederum festhaltend. Junge!!

Wilhelm. Einfach — unter aller Würde. Es ist Blasphemie! Es ist ein Verbrechen an diesen Menschen, wenn wir sie .. ich .. ja auf Ehre, ich werde schamroth für Euch alle!

Auguste pikirt. Na — so ganz besonders schlecht und verächtlich sind wir am Ende doch wohl auch nicht.

Wilhelm. Auguste! — mich ekelt's!

Auguste. Mag's doch! — ja, ja; nu auf einmal ist man hinten runtergerutscht. Nu giebt's auszusetzen an der Schwester an allen Ecken und Enden. Da is' das nich' recht, da is' jen's nich' recht. Aber das Fräulein Ida ....

Wilhelm außer sich, sie unterbrechend. Sprich nicht der Namen aus!

Auguste. Na, so was! Ich werd' wohl von Ida .

Wilhelm. Laß den Namen aus dem Spiel, sag ich Dir.

Auguste. Du bist wohl verrückt geworden? Ich werd' doch .. die is' doch wahrhaftig auch kein Engel vom Himmel.

Wilhelm schreiend. Schweig' still, sag ich!

Auguste wendet ihm den Rücken. Ach, was denn, Du bist einfach verliebt.

Wilhelm Auguste unsanft an der Schulter packend. Frauenzimmer, ich! ....

Robert packt Wilhelms Arm, spricht kalt und jedes Wort betonend. Wilhelm! — hast — Du — etwa — wieder — Absichten? ....

Wilhelm. Teufel!

Auguste. Das sagst Du? — pfui, Du?! der die Hand gegen seinen eignen Vater erhoben hat.

Dr. Scholz mit zornbebender Stimme in absolut befehlendem Tone. Auguste! — Du wirst Dich entfernen! — augenblicklich!

Auguste. Na — ich möchte wissen ....

Dr. Scholz. Du wirst Dich augenblicklich entfernen!

Frau Scholz. O Du lieber Gott, warum nimmst Du mich denn nicht zu Dir! Weinerlich. Auguste! Du hörst! — folge dem Vater!

Robert. I, — Mutter! das würd ich ihr denn doch sehr verdenken. Sie ist doch kein kleines Kind mehr.

Die Zeiten haben ſich doch wahrhaft'gen Gott ſehr verändert.

Dr. Scholz. Aber, ich habe mich nicht verändert. Ich bin der Herr im Hauſe. Ich werde Euch das beweiſen.

Robert. .... Lachhaft!

Dr. Scholz ſchreiend. Räu — ber und — Mör— — der —!!! — — — Ich — — enterbe Euch! Ich werfe Euch auf die Straße!

Robert. Das iſt ja direct komiſch.

Dr. Scholz bemeiſtert einen furchtbaren Zornesausbruch und ſpricht mit unheimlicher Ruhe und Feſtigkeit. Du oder ich, einer von uns verläßt das Haus — augenblicklich.

Robert. Ich natürlich — mit Herzensfreude.

Frau Scholz halb befehlend, halb bittend. Robert, Du bleibſt!

Dr. Scholz. Er geht.

Frau Scholz. Fritz! hör' mir zu! Er iſt der einzige ... in den langen, einſamen Jahren hat er uns nicht vergeſſen, er ...

Dr. Scholz. Er oder ich —!

Frau Scholz. Gieb nach, Fritz, thu' mir die Liebe!

Dr. Scholz. Laß mich zufrieden! Er oder ich!

Frau Scholz. Ach, — Ihr braucht ja meinswegen einander nicht begegnen, es geht ja ganz gut einzurichten ... aber ...

Dr. Scholz. Gut, ich weiche. — Dir und Deiner Meute weiche ich! — Du und Deine Meute, Ihr habt von jeher den Sieg behalten!

Wilhelm. Bleib Vaterchen! oder wenn Du gehſt, laß mich diesmal mit Dir gehn.

Dr. Scholz unwillkürlich zurückfahrend, zwiſchen Zorn und Entſetzen. Laß mich zufrieden, — Taugenichts! Gedankenlos nach ſeinen Sachen ſuchend. Banditen und Tagediebe! — Taugenichtſe!

Wilhelm aufwallend. Vater! — ſo nennſt Du uns ... und Du biſt es doch geweſen, der uns ... Ach Väterchen, nein, nein, das will ich ja garnicht ſagen! Laß mich mit Dir gehn, ich will bei Dir bleiben, laß mich alles wieder gut machen, was ich ... Er hat ſeine Hand auf des Vaters Arm gelegt.

Dr. Scholz vor Schreck und Entſetzen wie gelähmt, retirirt. Laß los! ich ſage Dir — die Ränke der Verfolger werden zufällig .... werden zuverläſſig — zu Schanden werden. Sind das dieſe Leute, -- dieſe Mächtigen, — und dieſe mächtigen Menſchen ſind das Männer? Einen Mann der, wie ich, einige Schuld hat, aber im Uebrigen dennoch ganz und gar — und — durch und durch — und kurz und gut.

Wilhelm. Vater! Vater! Väterchen! komm zu Dir, komm doch zu Dir!

Dr. Scholz ſich im Rhythmus der Worte bewegend, halblaut. Und kurz und gut und .. ganz und gar ..

Wilhelm ihn umarmend, mit der inſtinctiven Abſicht, ſeinen Actionsdrang zu hemmen. Faſſ' Dich! nimm Dich zuſammen!

Dr. Scholz ſich wehrend, wie ein kleines Kind. Ach, ſchlag mich nicht! Ach, ſtraf' mich nicht!

Wilhelm. Aber um Gottes Himmels ...

Dr. Scholz. Nicht schlagen! Nicht — wieder — schlagen! Er macht krampfhafte Anstrengungen, sich aus Wilhelms Umarmung zu befreien.

Wilhelm. Abfaulen soll mir die Hand — Väterchen, glaub' doch nicht, .. Väterchen, denk' doch nicht ...

Dr. Scholz hat sich befreit, flieht hülferufend von Wilhelm gefolgt.

Wilhelm. Schlag mich Du! schlag Du mich!

Dr. Scholz. Bitte, bitte, bitte, — .... Hülfe.

Ida aus der Thür des Seitengemaches, todtenbleich.

Wilhelm ereilt den Vater, umarmt ihn aufs neue. Schlag Du mich ...

Dr. Scholz unter Wilhelms Umarmung auf einen Stuhl zusammenbrechend. Ich .. a .. ah! a — ah! ich — glaube — es — geht — zu Ende — mit — mir.

Wilhelm. Vater!!!

Frau Scholz und Auguste sind einander entsetzt in die Arme gesunken. Robert todtenbleich hat sich nicht von der Stelle bewegt; sein Gesicht hat den Ausdruck unerschütterlicher Festigkeit.

Dritter Vorgang.

Im Saale herrſcht Halbdunkel. Die Lichter ſind verlöſcht bis auf einige auf dem Kronleuchter und ein einziges auf dem Chriſtbaum. Vorn in der Nähe des Ofens am Tiſch, den Rücken dem Nebenzimmer zugewendet, ſitzt Wilhelm, die Ellbogen aufgeſtützt, ſichtlich verſunken in dumpfe, troſtloſe Grübelei. Robert und Frau Scholz betreten gleichzeitig die Halle, aus dem Nebenzimmer kommend.

Frau Scholz, mit Zeichen der Erſchöpfung, in gedämpftem Tone redend. Nee, Junge! — mach ok nich Geſchichten! Jetzt — ma' weeß nich hin, nich her. — Wenn's nu was Schweres is, was d'nn dann?

Robert. Du biſt ja doch nicht allein, Mutter!

Frau Scholz. Aber ſag' mer nur! das kann doch nich Dein richt'ger Ernſt ſein! Das iſt ja überſpannt! Wo willſt Du denn jetzt mitten in der Nacht bloß hin?

Robert. Wenn's weiter nichts is! Alle Augenblicke gehen Züge — und fort muß ich! — Diesmal kann ich's wirklich nicht mehr aushalten — überhaupt — 's iſt für uns alle das Beſte!

Frau Scholz weinerlich. s' war immer ſo hibſch in den letzten Jahren. Ich ſag' ſchon — nu miſſen die

wieder kommen! Seit die Buchners hier sind, is 's wieder mal reen verdreht, alles.

Robert. Sei froh, daß Du die hast, Mutter!

Frau Scholz. I, das hätt ich ganz gutt selber machen können.

Robert. Ich denke, er leidet Niemand von uns um sich —: Vater —?!

Frau Scholz weinend. Accurat, als wenn ich ihm was Böses gethan hätte — Und dabei bin — ich — doch gewiß — immer — diejenige gewesen ..... ich hab' gewiß immer mei' Bestes gethan — sei mal gerecht, Robert! — Ich hab ihm sein schönes Essen gekocht — er hat seine warmen Strümpfe gehabt ...

Robert. Ach laß doch das, Mutter! — Was hilft das end—lose Lamentiren?!

Frau Scholz. Ja, das sagst Du! — Du hast gut reden! — aber wenn man sich abgerackert hat sei' Leben lang — man hat sich e' Kopf zerbrochen, wie man's und wie man's bloß recht macht — und nu kommen fremde Menschen, und die werden vorgezogen!

Robert. Ida ist immer noch bei ihm?

Frau Scholz. Eine wildfremde Person — ach, ich möchte schon lieber garnicht mehr leben — Und dieser Lump! — dieser Friebe! — dieser Lump! — wie der sich bloß aufspielt! — Gustel hat's ihm aber gesteckt! — Auguste hat ihm die Wahrheit aber ordentlich gesagt! — Dieser Kerl erdreistet sich — er hat sie geradezu aus dem Zimmer hinausgedrängelt. Das Mädel war außer sich. — Und das is nu seine Tochter .... nee ... wißt

Er Kinder: was ich in meinem Leben schon ausgestanden habe! — ich mechts' Keenem wünschen.

Robert unwillkürlich, mit einem kleinen Seufzer. Vater auch.

Frau Scholz. Was —?

Robert. Nichts. — Vater auch, sagte ich nur.

Frau Scholz. Wie denn?

Robert. Na — Vater hat doch auch manches ausgestanden.

Frau Scholz. Na meinswegen gewiß nich. Mich hat er nich sehr gemerkt. Ich bin gewiß anspruchslos!

Robert skeptisch. — 'Tja! — 'tja! — 'tja!

Frau Scholz. Wart' nur, wenn ich wer' im Grabe liegen — da werdt' Er dann schon einsehen ....

Robert. Ach, Mutter, laß doch nur! — das hab ich ja schon hundertmal gehört.

Frau Scholz. Mag's doch! Ihr werd't's schon noch emal einsehen — und paß uf — in gar nich langer Zeit.

Robert. Ach Mutter, ich bestreite ja doch garnicht, daß Du mancherlei gelitten hast — unter Vater — Ihr habt eben beide gelitten. Ich begreife garnicht, weshalb Du mir das ...

Frau Scholz. Dummes Gerede! — was hat ihm denn gefehlt, möcht ich wissen?

Robert unüberlegt. Wenn Du's durchaus wissen willst: Verständniß!

Frau Scholz. Ich kann mich nich klüger machen, wie ich bin.

Robert. Das hat ja auch kein Mensch verlangt.

— Ueberhaupt . . es ist ja überhaupt Unsinn, noch viel davon zu reden.

Frau Scholz. Na nu hört's ganz uf — weinend — Nu bin ich am Ende noch gar schuld, daß er krank darnieder liegt, nu . . . .

Robert. Das sag ich ja gar nicht.

Frau Scholz. Das hast Du wohl gesagt.

Robert. Ach Mutter . .! Ich gehe lieber — ich . . . . Mutter, ich kann wirklich nicht mehr . .

Frau Scholz. Nein! — ich möchte wissen — was ich mir vorzuwerfen hätte — ich habe ein gutes Gewissen.

Robert. Das magst Du behalten! Das magst Du auch meinethalben in Gottes Namen behalten! — abwehrend — Bitte — nicht mehr!

Frau Scholz. Die Geschichte mit dem Gelde meinst Du wohl?

Robert. Ich meine gar keine Geschichte.

Frau Scholz. Meine Eltern haben's sauer verdient — welche Frau wird sich das gefallen lassen? Dein Vater schmiß es geradezu zum Fenster naus.

Robert. Aber Dein Onkel betrog Dich drum.

Frau Scholz. Das konnte man nich wissen.

Robert. Und Vater war gut zum Wiederverdienen?!

Frau Scholz. Er hätte sich eben so gut verspeculiren können.

Robert lacht bitter.

Frau Scholz. Ich bin eben 'ne einfache Seele — der Vater war eben zu vornehm für mich. — Seine Mutter hatte och so was Vornehmes. Aber mei' Vater

war früher bluttarm — in mir ſteckt eben das Armuths-blutt! Ich kann mich nich anders machen. Na meins-wejen — die paar Jahre wird's wohl noch gehen. Der liebe Gott wird mich ſchon bei Zeiten erlöſen.

Robert. Von Gott erlöſt ſein möchte man lieber!

Frau Scholz. Pfui! das is e' Halunke, der das ſagt. Ach —: von Gott erlöſt ſein — da nähm ich mir 'ne Nadel und ſtäch' mer ſe — hier — in's Herze — in die Rippen. Wie ſcheußlich is das: von Gott erlöſt ſein! Wo wär ich bloß geblieben, wenn ich meinen Gott nich gehabt hätte. — Willſt Du d'nn wirklich fortgehn, Robert?

Robert ſchon auf der Treppe. Ach ſchweig' ſchon, Mutter! Ruhe brauch ich — Ruhe. Ab.

Frau Scholz. Je, ja! — je, ja! — Ihr macht Ein'n 's Leben nicht leicht! Zu Wilhelm, der wie am Anfang noch immer antheillos am Tiſche brütet. Nu denk' Dir bloß an —: Robert will fort!

Wilhelm. Meinethalben!

Frau Scholz. Sag' mer nur —: was ſitzt Du denn immer ſo? Das nutzt ja niſcht, Du! — Sei doch nur vernünftig!

Wilhelm ſeufzt tief auf. Ach, ja!

Frau Scholz. Das Seufzen nutzt gar nichts! Sieh mich an! — Ich bin alt — Wenn ich mich hinſetzen wollte, wie Du .... Was geſchehn iſt, iſt geſchehn. — Das is nun mal nicht mehr zu ändern. Hörſt Du! lies was! — Steh auf, nimm Dir 'n Buch und zerſtreu Dich!

Wilhelm ſeufzt. Ach, Mutter! — laß mich doch nur

machen! — Ich ſtöre ja doch Niemand! . . Iſt Friede vom Arzt zurück?

Frau Scholz. Nein, eben nicht. Ich ſag' ja ſchon, wenn man mal 'n Arzt nöthig hat, da is gewiß keiner zu finden.

Wilhelm. Es iſt bedenklich, nicht? — Ob es überhaupt noch mal werden wird?

Frau Scholz. Gott, ja! wer kann das wiſſen!

Wilhelm ſtarrt ſeine Mutter an, läßt plötzlich wild aufſchluchzend die Stirn auf die Hände ſinken.

Frau Scholz. Ja, ja, mein Junge —: wer hätte das gedacht?! Ich will ja nicht ſagen . . . ich will ja Niemand die Schuld zuſchieben — aber zanken hättet Ihr Euch doch heute nich gerade wieder brauchen — Na — ma' muß eben 's Beſte hoffen. — Er phantaſirt ja nu wenigſtens nich mehr. — Wenn Ida doch nur ja nichts verſähe! — Unſer Eins hat doch hundertmal mehr Erfahrung. — Warum kann er denn zu Ida freundlich ſein!? — Ich beiße doch och nich! . . Ida is ja ſonſt 'n ſehr 'n liebes Mädel is ſie ja wirklich. — Und Du nu erſt! Ihm auf den Scheitel klopfend. Du kannſt dem lieben Gott ſchon danken — da kannſt Du lange warten, bis Du wieder eine wie Ida findſt! . . Vorſichtig, vertraulich. . . Sag' doch mal — ſind die Buchners — gut ſituirt?

Wilhelm aufbrauſend. Ach, laß mich zufrieden! — Wie ſoll ich das wiſſen! — Was geht mich das an!

Frau Scholz. Was is denn da weiter?! — Ma' wird doch mal fragen können — Brummbär Du!

Wilhelm. Ach, Mutter — verſchon' mich! — Wenn

Du eine Spur von Mitleid mit mir haſt — verſchon' mich! . . . . . Bekümmere Dich nicht um mich, — verſchon' mich!

Frau Scholz. Na ja doch, ja! — Ich bin Euch eben überall im Wege. — So 'ne alte Frau, die is höchſtens noch gutt zum Anranzen.

Auguſte und Frau Buchner haſtig aus dem Nebenzimmer.

Auguſte. Mutter!

Frau Scholz. O Gott! was denn?

Auguſte. Friebe iſt eben gekommen.

Frau Buchner. Friebe hat keinen Arzt mitgebracht.

Auguſte. Der Vater hat ihn gefragt, und da hat er geſagt . . .

Frau Buchner. Er will keinen Arzt!!

Auguſte. Er ſchimpft ſo furchtbar — er will ihn zur Thüre nauswerfen.

Frau Buchner. Friebe will nicht noch mal gehen.

Auguſte. Sprich Du doch nur noch mal mit Friebe!

Frau Buchner. Ja, ſprich Du mit ihm! Es iſt doch dringend nöthig, daß . . .

Auguſte. Ein Arzt muß kommen — ſonſt lauf ich ſelbſt. Ich fürchte mich nicht, und wenn ich bis Friedrichshagen laufen muß.

Frau Scholz. I warum nich gar! — jetzt mitten in der Nacht — Wart' nur, wart' — laß mich nur machen! Frau Scholz, Frau Buchner nnd Auguſte haſtig zurück in's Nebenzimmer.

Frau Buchner kaum verſchwunden, erſcheint wieder. Schon bevor ſie abging, hat ſie ihren Blick verſtohlen und kummervoll mehrmals auf Wilhelm gerichtet, der immer noch ſtumm und düſter auf ſeinem Platze verharrt. Ein Blick überzeugt Frau Buchner, daß außer Wilhelm und ihr ſelbſt Niemand zugegen iſt. Haſtig zuerſt, dann mehr zögernd, nähert ſie ſich Wilhelm.

Wilhelm hat ihre Annäherung bemerkt, hebt den Kopf. Was w . . . wollen Sie? Ich — habe Ihnen — ja doch — alles vorher geſagt.

Frau Buchner. Aber ich wollte es Ihnen nicht glauben. — Ich konnte mir das nicht vorſtellen.

Wilhelm. Und jetzt — glauben Sie es?!

Frau Buchner. Ich — weiß — nicht . . . .

Wilhelm. Weshalb belügen Sie mich? — Sagen Sie doch — getroſt, — ja. — Daß es ſo kommen mußte, war ja . . es war ja ſo lächerlich ſelbſtverſtändlich. — Wie habe ich mich nur ſo können verblenden laſſen!

Frau Buchner mit Fiebereifer. Wilhelm! ich halte Sie heute wie damals für einen guten und edlen Menſchen. Ich verſichere Sie: nicht einen Augenblick lang habe ich an Ihnen gezweifelt. Auch jetzt, wo mir auf einmal ſo angſt und bange wird . .

Wilhelm erhebt ſich, holt tief Luft ein wie Jemand, der Beklemmungen fühlt. Es iſt mir nur . . ich wußte es ja längſt und doch . . . .

Frau Buchner. Ich komme zu Ihnen, Wilhelm! — Ich ſage Ihnen offen . . . . es iſt auf einmal ſo über mich gekommen. — Ich ſorge mich auf einmal ſo entſetzlich um Ida.

Wilhelm. Ich muß gestehen ... nur gerade jetzt — —

Frau Buchner. Ich weiß ja, Sie lieben das Kind. Es kann sie ja auch Niemand inniger lieben! — Ich weiß, Sie werden mit allen Kräften streben, meine Tochter glücklich zu machen. An Ihrem Willen wird es nicht fehlen, aber nun .. nun habe ich so mancherlei .. nun habe ich so viel gesehen hier und — erfahren. Da ist mir vieles .. vieles von dem, was Sie mir früher gesagt haben, erst verständlich geworden. Ich verstand Sie nicht. Ich hielt Sie für einen Schwarzseher. Ich nahm vieles gar nicht einmal ernst. Mit einem festen, frohen Glauben kam ich hierher. Ich schäme mich förmlich. Was habe ich mir zugetraut! Solche Naturen wollte ich lenken, ich schwache, einfältige Person! — Nun wankt alles. Ich fühle auf einmal meine furchtbare Verantwortung: für mein Kind, für meine Ida bin ich doch verantwortlich. Jede Mutter ist doch verantwortlich für ihr Kind. Reden Sie mir zu, Wilhelm! Sagen Sie mir, daß alles noch gut werden wird! Sagen Sie mir: wir werden glücklich! —: Sie und Ida. Beweisen Sie mir, daß ich unnütz Furcht und Sorge habe, Wilhelm! .....

Wilhelm. Warum — haben Sie's — soweit — kommen lassen? — Ich habe Sie gewarnt — und gewarnt. Was habe ich Ihnen gesagt? Ich habe gesagt: wir alle .. wir Geschwister .. daß wir unheilbar kranken ... vor allem ich .. daß wir an uns schleppen. — Binden Sie Ihre Tochter nicht an einen Krüppel, — habe ich Ihnen gesagt. — Warum haben Sie mir nicht glauben wollen?

Frau Buchner. Ich weiß nicht. Ich weiß das selbst nicht.

Wilhelm. Nun haben Sie mich eingeschläfert, mein Gewissen beschwichtigt, — und jetzt — halb toll bin ich geworden vor Glück. — Ich habe Augenblicke durchlebt — durchkostet —! und auch andere wieder . . . . . Die furchtbarsten Kämpfe meines Lebens — und nun — verlangen Sie . . . . Nun man muß zusehen, — vielleicht, ja vielleicht . . . . .

Frau Buchner. Wilhelm! ich verehre Sie! — Ich weiß, daß Sie am Ende doch jedes Opfer bringen. Aber Ida . . wenn es für sie zu spät ist . . . wenn sie daran zu Grunde geht!

Wilhelm. Warum haben Sie mir denn nur nicht glauben wollen? — Sie wissen nicht — was mich das jetzt kostet. Stufe um Stufe mühsam gebaut habe ich mir — ach, so mühsam! so mühsam! . . Dies Haus hier lag hinter mir. — Gerettet war ich fast. — Nun hat es mich wieder hereingerissen . . Warum mußten Sie es nur so weit kommen lassen? Warum . . . . . .

Frau Buchner unter Thränen. Ich weiß nicht! Ich weiß das selbst nicht! Ich habe das Kind erzogen. Es ist mir alles in allem gewesen; an seinem Glück zu arbeiten ist auf der Welt mein einziger Beruf gewesen. — Nun kamen — Sie in unser Haus. — Ich — gewann Sie lieb. — Ich dachte auch an Ihr Glück, ich . . . Das hätte ich vielleicht nicht thun sollen . . Ich dachte vielleicht eben so sehr an Ihr Glück — und — wer weiß? — am Ende — zu — allermeist — an — Ihr Glück. Einen Augenblick lang starren beide einander bestürzt in die Augen.

Wilhelm. Frau Buchner!!

Frau Buchner das Geſicht mit den Händen bedeckend wie Jemand, der ſich ſchämt, weinend ab durch den Treppenausgang.

Wilhelm thut mechaniſch ein paar Schritte hinter ihr drein, ſteht ſtill, ſucht ſeiner inneren Bewegung Herr zu werden, muß ſich aber plötzlich, von Weinen geſchüttelt, an der Wand ſtützen.

Ida. Ihr Geſicht iſt bleich, ihre Mienen drücken Ernſt und Beſorgniß aus. Sie tritt leiſen Schrittes zu Wilhelm, umfaßt ihn und drückt ihre Wange an die ſeine. Ach, Willy! ſieh mal: es kommen trübe und — es kommen — nicht, Willy? — es kommen auch wieder helle Tage. Wer wird ſich gleich ſo . . ſo ganz und gar muthlos machen laſſen.

Wilhelm leidenſchaftlich ſtammelnd. Ida! — Einzige!! — Liebſte!! — Süße — wie ſoll ich denn nur . . wie ſollt ich denn nur jetzt leben ohne Dich? — Deine Stimme, Deine Worte, Dein ganzes ſüßes, wunderbares Weſen, Deine Hände . . Deine milden, treuen Hände.

Ida. Denkſt Du, ich? — Denkſt Du, ich möchte leben ohne Dich? — Nein, Du! — Wir wollen uns umſchlingen und nicht los laſſen — feſt — feſt — und ſo lange es ſo iſt . . . .

Wilhelm. Ja, ja! — aber — wenn's nun mal anders würde?

Ida. Ach, ſprich nicht ſo!

Wilhelm. Ich meine ja nur . . man kann doch nie wiſſen . . Eins kann ſterben . . . .

Ida. Ach, wir sind jung.

Wilhelm. Wenn auch. — Einmal kommt's doch auch — alt werd ich so wie so nicht.

Ida heiß. Dann umarm ich Dich — dann drück ich mich an Dich — dann geh — ich — mit Dir.

Wilhelm. Ida! — Das sagt man so. — Das thust Du doch nicht.

Ida. Das thue ich!

Wilhelm. Du denkst Dir das jetzt so — Du weißt nicht, wie schnell man vergißt.

Ida. Ich könnte nicht athmen ohne Dich!

Wilhelm. Das bildet man sich ein ....

Ida. Nein, nein, nein, Wilhelm! .....

Wilhelm. So zu lieben — wäre aber — sogar eine Thorheit. Man wird doch nicht alles auf eine Karte setzen.

Ida. Ich — versteh Dich — nicht ganz.

Wilhelm. Nur so .. ich .. sieh mal .. In ärgerlichem Tone. Ach, Du! — das Thema ist unerquicklich! ..... Wie geht es Vater?

Ida. Er schläft jetzt — aber — was hast Du denn nur?

Wilhelm umhergehend. Das kommt so — man weiß nicht wie. Plötzlich knirschend. — Es giebt Momente, sag ich Dir ....! Wenn Einen die Wuth der Verzweiflung übermannt ..... in solchen Augenblicken kann ich mir denken ..... in solchen Augenblicken kommt's dazu, daß Menschen sich fünf Stock hoch — den Kopf zuerst — auf das Pflaster stürzen; — förmlich wollüstig wird Einem diese Vorstellung.

Ida. Gott behüte! — Solchen Vorstellungen mußt Du nicht nachhängen, Willy!

Wilhelm. Warum denn nicht, möchte ich wissen? Warum sollen Kerls wie ich zwischen Himmel und Erde herumschmarotzen? — Nichtsnutzige Geschöpfe! — Sich selbst ausmerzen — das wäre doch noch was, — dann hätte man doch einmal etwas Nützliches gethan.

Ida. Es ist ja im Grunde nicht zu verwundern: — Du bist überreizt und abgespannt . .

Wilhelm in schroffem, abweisendem Tone. Laß mich zufrieden Du, das verstehst Du nicht! über sich selbst erschrocken, verändert. Ach, Du! — Du mußt mir's nicht übel nehmen. — Geh doch lieber jetzt! Ich möchte Dich nicht verletzen. Und wie mir nun mal zu Muthe ist — kann ich nicht — einstehen für mich.

Ida küßt Wilhelm stumm auf den Mund, dann ab in das Seitengemach.

Wilhelm blickt ihr nach, geht, steht still, zeigt ein Gesicht voll Schreck und Staunen und faßt sich an die Stirn wie Jemand, der sich auf bösem Wege ertappt hat. Während dies geschieht, ist Robert durch den Treppenbogen eingetreten.

Robert. Den Hut in der rechten Hand, über'm Arm den Ueberzieher und eine Reisedecke, in der Linken einen Plaidriemen, begiebt sich bis an den Tisch, wo er die Sachen ablegt.

Wilhelm bemerkt ihn und sagt, nachdem er ihn eine Weile beobachtet: Wohin —willst Du?

Robert. Fort.

Wilhelm. Jetzt?

Robert. Warum nicht? — Den Plaidriemen ausbreitend.

Ich habe genug — über und über ſogar! — Mutter wird künftig . . . . . wird künftig die Weihnachtstage — ohne mich — auskommen müſſen — Nach dem Ofen umblickend. Es iſt kalt hier.

Wilhelm. Draußen friert's.

Robert. Die Reiſedecke rollend. So! — Um zehn thaute es doch.

Wilhelm. Es iſt umgeſchlagen.

Robert. Wie wird man nur den Berg 'runter kommen bei der Glätte?

Wilhelm. Der Mond ſcheint ja!

Robert. Wenn auch . . . . .

Wilhelm. Er phantaſirt nicht mehr.

Robert. So, ſo! . . . .

Wilhelm. Er will keinen Arzt.

Robert. So, ſo! . . . .

Wilhelm. Es iſt ſo plötzlich gekommen, man —

Robert. Hm — ja, ja!

Wilhelm. Es muß doch in ihm geſteckt haben.

Robert. Natürlich — ſonſt wäre er doch wohl nicht nach Hauſe gekommen . . . .

Wilhelm. Mir graut — was daraus werden ſoll?!

Robert. Was ſoll man machen?! . . . .

Wilhelm. Meiner Seele — ich weiß nicht, was ich anfange, — wenn er einmal ſtirbt . . . Mit meinem Bewußtſein! Mit dem, was ich jetzt erkannt habe! . . . Ich wüßte wirklich nicht . . und nun noch die Reue, die Gewiſſensbiſſe . . . . ä! — Was da! — was liegt ſchließlich daran?!

Robert. I, Du! — da hätte man viel zu thun .... Der Alte iſt ein bischen anders — na ja — unſere Vorſtellung ſtimmte nicht ganz. Gott, ja! aber das ändert doch nichts an der Sache.

Wilhelm. Ich ſage Dir — es iſt mir heiliger Ernſt — mit Wolluſt würde ich heut verzichten auf das ganze elende bischen Leben, wenn es ihm zu Gute käme.

Robert den Ueberrock anziehend. Das hat wenig Sinn Du — meiner Anſicht nach — Sieh mal, ich gehe jetzt in ein kleines, geheiztes Comptoirchen, ſetze mich mit dem Rücken an den Ofen — kreuze die Beine unter dem Tiſch — zünde mir dieſe . . ſelbe Pfeife hier an und ſchreibe — in aller Gemüthsruhe hoffentlich, ſolche . . . . na, Du weißt ſchon, ſolche Scherze, . . . ſolche Reklameſcherze: Afrikareiſender . . nahe am Verſchmachten, na . . . und da laß ich denn gewöhnlich eine Caravane kommen, die unſern Artikel führt. — Mein Chef iſt ſehr zufrieden — es geht durch den Inſeratentheil aller möglichen Zeitungen; und was die Hauptſache iſt —: wenn ich da ſo ſitze, ſiehſt Du, und die Gasflamme den ganzen Tag ſo über mir fauchen höre — von Zeit zu Zeit ſo'n Blick in den Hof — ſo'n Fabrikhof iſt nämlich was Wunderbares! — was Romantiſches, ſag ich Dir! . . . mit einem Wort, da ſummt mich keine Hummel an.

Wilhelm. Dann lieber gleich todt ſein.

Robert. Geſchmackſache! — Für mich iſt es ein idealer Winkel geradezu. Soll man ſich denn immerfort aus dem Gleichgewicht bringen laſſen, ſoll man ſich denn kopfverwirrt machen laſſen? — Ich werde ſo wie ſo zwei

bis drei Tage brauchen um mich — auf mein bischen Lebensweisheit zu besinnen.

Wilhelm. Sag' was Du willst: das nenn ich feig.

Robert. Na item, nenn es so. Früher oder später kommst Du doch auf meinen Standpunkt. Vater ist auch zuletzt auf diesen Standpunkt gekommen. Vater und Du, Ihr ähnelt einander zum Verwechseln. Ihr seid dieselben Idealisten. Anno 48 hat Vater auf den Barrikaden angefangen, und als einsamer Hypochonder macht er den Schluß. — Man muß sich an die Welt und an sich selbst bei Zeiten gewöhnen, Du! — eh man sich die Hörner abgelaufen hat.

Wilhelm. Oder aber an sich arbeiten, um anders zu werden.

Robert. Das sollte mir einfallen. Ich bin, wie ich bin. Ich habe ein Recht so zu sein, wie ich bin.

Wilhelm. Dann fordere Dein Recht auch offen!

Robert. Ich werde mich hüten, denn ich will zu meinem Rechte kommen. Die Moralphilister sind nun mal in der Mehrheit. — Uebrigens, ich muß nun doch gehen — also . . und wenn ich Dir rathen soll, Du: nimm Dich vor den sogenannten guten Vorsätzen in Acht!

Wilhelm kalt. Wie meinst Du denn das?

Robert. Ganz einfach: man muß nicht Dinge leisten wollen, die man seiner ganzen Naturanlage nach nun mal nicht leisten kann.

Wilhelm. Zum Beispiel?

Robert. I! — zu mir kommen zum Beispiel manchmal solche Kerls, die mir den Kopf wer weiß wie heiß

machen, von Idealen schwatzen. Man müsse für die menschheitlichen Ideale kämpfen, was weiß ich! — Ich und für Andere kämpfen! Fabelhafte Zumuthung! — Und für was und zu was denn? — Na aber wie ich Dich kenne, Dich beunruhigt so was; Du würdest herumlaufen wie einer, der gestohlen hat. Was bin ich für ein Jammerkerl! würdest Du Dir in einem fort sagen. Hab ich nicht Recht? Na und dann käme schließlich der gute Vorsatz, und der drückt Einen dann, das kenne ich. Ich bin auch früher mit hunderterlei solcher Vorsätze herumgelaufen. — Jahrelang — und das ist kein Vergnügen, sag ich Dir!

Wilhelm. Ich weiß nicht recht, auf was Du hinaus willst?

Robert. Etwas Bestimmtes habe ich auch durchaus nicht im Auge: — die Unruhe — an der Du jetzt laborirst — hat ja auch noch andre Ursachen ... Ich jedenfalls ... wenn ich früher merkte .. in früheren Zeiten habe ich ja auch ähnliches durchgemacht — aber sobald ich merkte, daß die Geschichte über meine Kräfte ging, habe ich ihr gewöhnlich kurz entschlossen den Rücken gewandt.

Wilhelm. Soll das ein Wink sein?

Robert. Wink? — Ich wüßte nicht .. Also nochmals — laß Dir's gut gehen und ..

Wilhelm. Sag' mir doch mal Du — rein objectiv — es hat ein gewisses Interesse für mich .... es ist nur, weil ....

Robert. Bitte, — was wünschest Du zu hören?

Wilhelm. Du hast selbst vorhin etwas gesagt.

Robert. Wann vorhin?

Wilhelm. Als wir über Vater sprachen.

Robert. Ach richtig, ja — was soll ich denn da gesagt haben?

Wilhelm. Du sagtest, es würde vielleicht doch gut werden mit Ida und mir.

Robert. Ja so, — Euer Verhältniß, — das hätte ich gesagt —?

Wilhelm. Das hast Du gesagt.

Robert. Nu ja, ich habe da manches gesagt.

Wilhelm. Das heißt so viel, als — Du bist von manchem, was Du da gesagt hast, zurückgekommen.

Robert. Ganz recht, das bin ich.

Wilhelm. Auch was die .... diese selbe Sache anbelangt ....?

Robert. Euer Verhältniß?

Wilhelm. Ja.

Robert. Ist Dir das denn wichtig?

Wilhelm. Ja, vielleicht.

Robert. Ja.

Wilhelm. Du bist also nicht mehr der Ansicht — daß wir .....

Robert. Nein.

Wilhelm. Schön — ich danke Dir — Du bist offen — ich danke Dir. — Aber nehmen wir mal an — setzen wir den Fall, ich kehre der ganzen Sache den Rücken — sehen wir zunächst mal ganz davon ab, was das für mich bedeuten würde — angenommen also, ich ginge auf der Stelle mit Dir — was sollte dann — aus Ida — werden?

Robert. Hm — Ida? — Ida? Zuckt die Achseln. Hm ja, ja — das läßt sich nicht so schnell . . das heißt — besorgen würde mich das wirklich nicht so sehr.

Wilhelm. Du!! Das ist Deine alte Perfidie! Das kenne ich.

Robert. Perfid? Wieso denn? Nein, da täuschest Du Dich! Um perfid zu sein ist mein Interesse doch nicht ausreichend — mein Interesse an der Sache mein ich. Ich glaube wirklich nicht . . .

Wilhelm. Das weiß ich besser, Du. Du wirst mich doch nicht dieses Mädchen kennen lehren wollen?! Es ist nun mal so — verlaß Dich darauf! sie hat nun mal ein Gefühl für mich, ich kann's nicht ändern — ich bilde mir nichts ein darauf. — Was wird also aus ihr werden, wenn ich davon laufe?

Robert. Hm — machst Du Dir also wirklich ernstlich darüber Gedanken?

Wilhelm. Allerdings — ja — allerdings.

Robert. Antworte mir doch gefälligst erst mal darauf wenn Ihr Euch heirathet, was wird dann aus Ida?

Wilhelm. Das kann kein Mensch wissen.

Robert. O doch, Du! Das weiß man —: Mutter

Wilhelm. Als ob Ida mit Mutter zu vergleichen wäre

Robert. Aber Du mit Vater.

Wilhelm. Jeder Mensch ist ein neuer Mensch.

Robert. Das möchtest Du gern glauben. Laß gut sein! Da verlangst Du zu viel von Dir. Die fleischgewordene Widerlegung bist Du ja doch selbst.

Wilhelm. Das möchte ich wissen.

Robert. J, das weißt Du sehr genau.

Wilhelm. Schließlich kann man sich darüber hinaus entwickeln.

Robert. Wenn man danach erzogen ist nämlich.

Wilhelm. Ach, es hat keinen Sinn weiter zu reden.

Robert. Durchaus meine Ansicht.

Wilhelm. Das kann ja doch zu nichts führen Ausbrechend, außer sich. Ihr wollt mich zu Grunde richten! — Ich bin das Opfer eines Complots! — Ihr habt Euch gegen mich verschworen, Ihr wollt mich abthun! — Ihr wollt mich endgültig abthun!

Robert. Das war Vaters zweites Wort.

Wilhelm. Das ist lächerlich, — Deine Bemerkungen sind einfach lächerlich! — Habe ich etwa nicht Grund, das zu sagen — wollt Ihr mich etwa nicht von Ida trennen? Es ist . . . aufrichtig gesagt — mir fehlen die Worte . . . es liegt eine so fabelhafte Anmaßung . . eine Brutalität liegt darin — über alle Begriffe geradezu! Mit Ida soll ich Mitleid haben! — Wer hat denn mit mir Mitleid, sag' mal? Nenn' mir einen Menschen! — Wer denn?

Robert. Selbstverständlich! — wenn Du so sprichst, selbstverständlich!

Wilhelm. Man verlangt Opfer von mir. — Auf einmal soll ich die unsinnigsten Opfer bringen! Ich soll . .

Robert. Du kannst Dir jedes Wort getrost sparen. — Unter solchen Verhältnissen selbstverständlich. — Es ist Dein gutes Recht, das Mädchen fest zu halten.

Wilhelm. Unter solchen Verhältnissen? — Unter was für Verhältnissen? sag' mir doch, bitte!

Robert. Du ſprachſt von Ida — vorhin — meines Wiſſens . . .

Wilhelm. Nun ja — alſo was —?

Robert. Jetzt ſprichſt Du von Dir — es kam ſo heraus — na — mit einem Wort: wenn es Dir gleichgültig iſt, was aus dem Mädchen wird — wenn Du die nöthige Doſis . . nun ſagen wir meinetwegen Rückſichtloſigkeit auf Lager haſt . . wenn Du ſie ſo nimmſt . . . . ſo wie einen neuen Rock oder Hut oder ſo was . . . . .

Wilhelm. Robert! — ſo durch und durch herzlos, wie Du biſt, — Du haſt doch diesmal Recht — Ich gehe mit Dir . . hier aus dem Hauſe — heißt das — gehe ich mit Dir . . ein Stück . . . . nicht weit — und nun . . nun . . bin ich fertig — mit Euch allen. — Ja, ja, jetzt bin ich — rede nicht erſt! — jetzt bin ich wirklich fertig — ganz und gar . . . .

Robert ſieht ihn erſtaunt an und zuckt dann mit den Achſeln.

Wilhelm mit ſteigender Heftigkeit. Du, Du! — gieb Dir keine Mühe — es gelingt Dir nicht — mich kannſt Du nicht täuſchen mit Deiner harmloſen Ruhe. — Recht haſt Du allerdings, aber was Dich auf den rechten Gedanken gebracht hat, das ſag ich Dir in's Geſicht, das iſt jämmerlicher Neid . . . . . das iſt einfach tief klägliche Mißgunſt! — Du weißt ſehr gut, daß ich ehrlich kämpfen würde, doch ihrer ſchließlich einigermaßen würdig zu werden. — Du weißt ſehr gut, wie dieſes Mädchen mit ihrer Reinheit mich reinigt. Aber Du willſt es nicht! Du willſt mich nicht gereinigt wiſſen. — Warum willſt Du es nicht?

— Nun weil . . weil Du ſelbſt ſo bleiben mußt, wie Du biſt . . . weil ſie mich liebt und nicht Dich! — Und deshalb haſt Du mir dieſen ganzen Abend mit Deinem Polizeiblick aufgelauert . . . haſt mir immer und immer wieder zu erkennen gegeben, daß Du etwas von mir weißt — ja wohl! Du haſt ganz Recht! Ich bin ein durch und durch laſterhafter Menſch. Nichts iſt mehr rein an mir. Beſudelt, wie ich bin, gehöre ich nicht neben dieſe Unſchuld, und ich bin auch entſchloſſen, kein Verbrechen zu begehen. Aber Du, Robert! Du wirſt dadurch nicht reiner; ein Glück für Dich, daß Du Dich nicht mehr ſchämen kannſt!

Robert hat während des letzten Drittels von Wilhelms Rede ſeine Sachen genommen und iſt dem Ausgang zugeſchritten. Die Klinke in der Hand bleibt er ſtehen, als ob er reden wollte, beſinnt ſich eines anderen, zuckt reſignirt mit den Achſeln und entfernt ſich ſehr ruhig. Ab.

Wilhelm dem Davongegangenen nachrufend. Robert! — Robert! —

Ida aus dem Nebenzimmer eintretend. Wen rufſt Du denn?

Wilhelm. Ach — Du biſt hier.

Ida. Der Arzt iſt drin, Wilhelm — er ſagt — es ſei doch ernſt, es . . . .

Stimme der Frau Scholz jammernd. Mein lieber, guter Mann, ach! . . . . ach, mein lieber, guter Mann!

Wilhelm. Was habe ich gethan! Was habe ich nun wieder gethan!

Ida. Es drückt mir das Herz ab. — Ich möchte Dich gern — nicht fragen, ich . . aber es muß etwas . . . . Du haſt etwas, Willy!

Wilhelm. Gar nichts habe ich — in die Einſamkeit möchte ich wieder — dort iſt unſer Platz, Ida.

Ida. Weshalb —? Ich verſtehe garnicht.

Wilhelm barſch und heftig. Ja, ja, ja! das iſt ja die alte Leier —: ich verſteh Dich nicht, ich verſteh Dich nicht! — Mutter und Vater haben auch ihr Leben lang verſchiedene Sprachen geſprochen; Du verſtehſt mich nicht! Du kennſt mich nicht! — Du haſt platte Backfiſchilluſionen, und da habe ich nichts weiter zu thun, als mich zu verſtecken vor Dir und zu verſtecken — bis ich ganz und gar zum elendeſten Betrüger und Schurken werde.

Ida hat Wilhelm beſtürzt angeblickt, nun weint ſie.

Wilhelm. Da ſiehſt Du nun: dies iſt mein wahres Geſicht. Und ich brauche nur einen Augenblick lang zu vergeſſen, was ich Dir gegenüber für eine Rolle ſpiele, da kommt es auch ſchon hervor. Du kannſt mein wahres Geſicht nicht ertragen. Du weinſt und Du würdeſt Jahre hindurch weinen, wenn ich nicht Mitleid mit Dir hätte. — Nein, Ida, es darf zwiſchen uns nichts werden ..... Ich bin zu dem feſten Entſchluß gekommen.

Ida an ſeinen Hals fliegend. Das iſt nicht wahr! — das iſt nun und nimmermehr wahr!

Wilhelm. Denk an das, was Du hier geſehen haſt! Sollen wir es von neuem gründen? — ſollen wir dieſes ſelbe Haus von neuem gründen?

Ida. Es wird anders werden! Es wird beſſer werden, Wilhelm.

Wilhelm. Wie kannſt Du das ſagen?

Ida. Das fühle ich.

Wilhelm. Aber Du ſtürzſt Dich blindlings in's Verderben, Ida! Ich reiße Dich in's Verderben!

Ida. Ich habe keine Furcht, — davor habe ich keine Furcht. Wilhelm! hab' nur wieder Vertrauen! Gieb mir nur wieder Deine Hand! Dann werd ich Dir etwas ſein können — ſtoß mich nur nicht von Dir. — Ich werde nicht mehr weinen — ich verſpreche Dir.....

Wilhelm. Gieb mich frei! — Zum erſten Mal liebſt Du! — Du liebſt eine Illuſion. Ich habe mich weggeworfen, wieder und wieder. Ich habe Dein Geſchlecht in Andern geſchändet. — Ich bin ein Verworfner. —

Ida jauchzend und weinend ihn umhalſend. Du biſt mein! Du biſt mein!

Wilhelm. Ich bin Deiner nicht werth!

Ida. O ſage das nicht! Vor Dir bin ich klein, ach, wie klein! — wie eine kleine, kleine Motte bin ich nur. Wilhelm, ich bin nichts ohne Dich! Ich bin alles durch Dich — Zieh Deine Hand — nicht — von mir — armſeligem — Geſchöpfe!

Wilhelm. Ida!! — ich Dir? Ida, ich?... umarmen und küſſen ſich unter Lachen und Weinen. Ich ſoll meine Hand nicht von Dir ziehen? — Ja — was — ſagſt Du denn da — was ſagſt Du — denn nur — da — Du — böſe.....

Ida. Nun — verſprichſt Du — mir — nun...

Wilhelm. Ich ſchwöre Dir — jetzt.... Ein markdurchdringender Aufſchrei aus dem Nebenzimmer ſchneidet die Rede ab. Betroffen und entſetzt ſtarren Ida und Wilhelm einander in die Augen.

Stimme der Frau Scholz. Mein Mann — ſtirbt ja! — Mein — guter, lieber Mann — ſtirbt ja doch — Mein Mann .... Lautes Weinen.

Wilhelm. Gott! — mein Gott — was? — Vater!! Vater!! Will ſich in's Nebenzimmer ſtürzen; halbwegs kommt Ida ihm zuvor.

Ida. Wilhelm! — komm zu Dir ſelbſt! — und — geh nicht — ohne mich!

Friebe kommt von Schluchzen geſchüttelt aus dem Nebenzimmer und verſchwindet in der Küche.

Auguſte folgt Friebe auf dem Fuße. Vor Wilhelm ſtehen bleibend, ſtößt ſie mühſam hervor. Wer — trägt nun — die Schuld? — wer? — wer? — Sie bricht am Tiſch zuſammen; ein dumpfes und hohles Stöhnen entringt ſich ihrer Bruſt. Das laute Weinen der Frau Scholz iſt noch immer hörbar.

Wilhelm will ausbrechen. Auguſte!

Ida an Wilhelm's Bruſt beſchwichtigend, mit bebenden Lauten. Wilhelm, — ich glaube — Dein Vater — iſt nicht mehr.

Wilhelm will auf's neue ausbrechen, wird abermals durch Ida beſchwichtigt, kämpft ſeinen Schmerz nieder, ſucht und findet Ida's Hand, die er krampfhaft in ſeiner drückt, und geht Hand in Hand mit dem Mädchen aufrecht und gefaßt auf das Nebenzemach zu.

Roſenthal & Co., Berlin SO., Rungeſtr. 20.

Gustaf af Geijerstam:

Das Buch vom Brüderchen. Roman einer Ehe. 2. Aufl. Geh. Mk. 3,50, geb. Mk. 4,50.

Die Komödie der Ehe. Roman. Geh. Mk. 3,50, geb. Mk. 4,50.

„Das Buch vom Brüderchen": Wir haben es hier mit einem wundervollen, tief melancholischen Buch der Liebe und Ehe zu thun, das ein bedeutender Dichter geschrieben hat. Das Buch ist reich an lyrischen Stimmungen, ja es ist eigentlich nur eine Kette von solchen, und durchpulst von dem echtesten Empfinden. Es sind die Aufzeichnungen eines glücklich-unglücklichen Mannes, der ein schönes, kluges und geliebtes Weib besitzt und drei Kinder, nach deren jüngstem dieses Buch benannt worden ist.

Dieses keusche, zarte, liebenswerte Buch sollten alle lesen: die Alten und die Jungen. Besonders die jungen Mädchen sollten es lesen, anstatt der verlogenen Liebesgeschichten, die zumeist ihre Lektüre bilden. Und dann die Mütter. Dieses Buch ist wie eine kleine Bibel. Es ist reich an allem Guten und Heiligen. Es ist reich an tiefen mystischen Beziehungen zwischen Mensch und Mensch, und die Natur — Schweden und seine Schären und das Meer — steht leuchtend und groß darin auf. Das Buch ist ein Kunstwerk und ein Werk des Lebens zugleich. So sollen gute Bücher sein. (Rhein.-Westf. Ztg.)

„Die Komödie der Ehe": In engem Stimmungszusammenhang mit seinem entzückend feinen und wehmütigen „Buch vom Brüderchen" führt der Dichter uns in die enge aber unvergleichlich innig bewegte Welt einer Ehe, die seltsam zusammenfällt. Jedes Wort, das hier geschrieben ist, war sicher ein Blutstropfen. Von der Gewalt und Tiefe der Stimmung, dieses ganzen köstlichen Duftes, kann man nicht erzählen; die teilnehmende Seele wird hier bewegt und gerührt wie kaum von einem Bekenntnis. Ein bestrickend schlichter Lebensvorgang mit der ganzen breiten und unerbittlichen Natürlichkeit, aber auch mit dem ganzen zarten und melancholischen Dufte, mit der vollen Unmittelbarkeit des Lebens. Geijerstam hat die beneidenswerte Gabe, mit den schlichtesten und wahrsten Worten die volle, zitternde Bängnis der Herzen zu vermitteln. Das strömt mit warmen Fluten förmlich auf den Leser ein. Ein elegisches Lied von schlichter Kraft, ein Hymnus an die Schwermut, eine ruhige Extase der Melancholie, das ist dieses eigenartige schöne Buch, das so absichtslos und so mächtig zu erschüttern versteht. Es giebt Scenen in diesem Buch, insbesondere in seiner zweiten Hälfte, die zu dem Erschütterndsten gehören, das ich kenne. (Breslauer Zeitung.)

Otto Erich Hartleben:

Die Geschichte vom abgerissenen Knopf. Novellen. 10. Aufl. Geh. Mk. 2,—, geb. Mk. 3,—.

Die Erziehung zur Ehe. Komödie. 3. Aufl. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Vom gastfreien Pastor. Novellen. 12. Aufl. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Der römische Maler. Novellen. 4. Aufl. Geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Rosenmontag. Eine Offizierstragödie. 13. Aufl. Geh. Mk. 2,50, geb. Mk. 3,50.

„Die Geschichte vom abgerissenen Knopf": Hartleben bedarf nicht der komischen Situation, er hat den humoristischen Ton, der immer wirkt, so wie gewisse Komiker schon Heiterkeit erregen, wenn sie nur die Bühne betreten. Er wirkt durch die verblüffende Ruhe, mit der er erzählt, und man lacht schließlich aus reiner Freude an der Gemütlichkeit des Erzählers.

(Zuschauer, Hamburg.)

„Vom gastfreien Pastor": Hier offenbart sich ein humoristisches Genie ersten Ranges. Hartleben macht keine Witze; keine scharfen, ausgeklügelten Wortspiele, keine raffiniert berechneten Situationen sollen die Kosten der Wirkung bestreiten. Es ist einzig und allein sein goldener Humor, der alles durchtränkt; ihn schlürfen wir hinunter wie einen edlen, klaren schimmernd hellen Rheinwein besten Jahrgangs, und wohlige Behaglichkeit umfängt uns beim Genuß.

(Reichsanzeiger, Berlin.)

„Der römische Maler": ... Wenn wir nicht in Deutschland lebten, würde ich voraussetzen, daß sein neuester Band („Der römische Maler") in allen Händen ist, ein echter Otto Erich, brillant stilisiert trotz scheinbarer Nachlässigkeit, witzig, geschmackvoll wie immer, leicht und kräftig, komisch und ernst, ungemein erheiternd, und läßt zum Schluß noch einen Rest von Nachdenklichkeit zurück ... (Neue Deutsche Rundschau.)

Thomas Mann:

Der kleine Herr Friedemann. Novellen. Geh. Mk. 2,—, geb. Mk. 3.—.

Buddenbrooks. Roman. 5. Aufl. Geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Triſtan. Novellen. Geh. Mk. 3,50, geb. Mk. 4,50.

„Buddenbrooks": . . . Mit ſeinem großen Roman der Buddenbrooks iſt ihm der große Wurf gelungen; denn er hat mit dieſem Roman ein Werk geſchaffen, das ihn als Romancier größten Stils kennzeichnet, das ihn ſogar — wir wiſſen uns von Überſchwänglichkeit frei, indem wir dies ſagen — das ihn ſogar berufen erſcheinen läßt, dereinſt die Lücke auszufüllen, die ſeit Theodor Fontanes Tode in der deutſchen Litteratur klafft.
(Breslauer Morgen-Zeitung.)

. . . Und darum eben, weil ſich in den Buddenbrooks ein erlebtes und tief empfundenes Weltgefühl mit einer bewußten Kunſt innig verbunden hat, deshalb bleibt dieſer Roman ein unzerſtörbares Buch. Er wird wachſen mit der Zeit und noch von vielen Generationen geleſen werden; eines jener Kunſtwerke, die wirklich über den Tag und das Zeitalter erhaben ſind, die nicht im Sturm mit ſich fortreißen, aber mit ſanfter Überredung allmählich und unwiderſtehlich überwältigen.
(Berliner Tageblatt.)

. . . Was iſt das Wunderbare an dieſem unbewegten, mit feſter Chroniſtenhand Zeile um Zeile ſorgfältig aufgebauten Buche? Warum erleben wir an der eigenen Seele alle dieſe ſo gleichgiltigen Geſchehniſſe, dieſe Tagtäglichkeiten eines weltabgeſchiedenen Bürgerhauſes, warum iſt es uns, wenn wir den Band dann vor uns hinlegen, weh und wund ums Herz? Iſt es die unerhörte Meiſterſchaft der Darſtellung, dieſe kalte ruhige Macht der Erzählung? Iſt es der helläugige, ſonore Dichter, in deſſen Schatten dieſe Menſchen wurden und verdarben? Rühren wir nicht an dieſes zarteſte Geheimnis. Es iſt das Märchen der Schöpfung. (Wiener Abendpoſt.)

Ellen Key:

Essays. 4. Aufl. Geh. Mk. 4,—, geb. Mk. 5,—.

Die Wenigen und die Vielen. Neue Essays. 2. Aufl. Geh. Mk. 4,—, geb. Mk. 5,—.

Das Jahrhundert des Kindes. Studien. 4. Aufl. Geh. Mk. 4,—, geb. Mk. 5,—.

Menschen. (Almquist. – Die Brownings.) Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

„Das Jahrhundert des Kindes": Dieses Buch, in seiner stillen, eindringlichen und liebevollen Art, ist ein Ereignis, ein Dokument, über das man nicht wird hinweggehen können. Man wird im Verlaufe dieses begonnenen Jahrhunderts immer wieder auf dieses Buch zurückkommen, man man wird es zitieren und widerlegen, sich darauf stützen und sich dagegen wehren, aber man wird auf alle Fälle damit rechnen müssen. Dieses Buch wird Bücher hervorrufen; denn es ist so geschrieben, daß man es nach allen Seiten ausbauen und fortsetzen kann. Ja, ich glaube sogar nicht zuviel zu sagen, wenn ich behaupte, daß es Menschen hervorrufen wird, die danach leben werden; denn es ist von lauter Wirklichkeiten erfüllt, und Wirklichkeiten, mögen sie auch überraschend sein, drängen immer danach, gelebt zu werden.

(Bremer Tageblatt.)

Die Liebe zum Kinde ist das Schönste an dem Buche, die tiefe Ehrfurcht der geistig hochstehenden Frau vor dem Eigenleben der kleinen Geschöpfe, vor dem neuen Quell des Lebens, der sich ihr da offenbart. „Gebt ihnen das Recht, ihr volles persönliches Kinderleben vor einem Vater und einer Mutter zu leben, die selbst ein volles persönliches Leben leben." In dieser Forderung liegt der Inhalt, die Summe des Buches. Ellen Key ist die Jugend heilig, und heilig soll den Eltern die junge Generation sein von dem Menschenkeim an bis zum erwachsenen jungen Menschen, den sie ins Leben hinausschicken.

Von dieser „Heiligkeit der Generation" ausgehend, stellt die Verfasserin ihre Forderungen an Frauenschutz und Kinder

schutz, an eine wahre Sittlichkeit, an eine Ehe, in der solche Kinder geboren werden können, an ein Heim, in dem solche Kinder aufwachsen, an deren Pflege, Erziehung und Bildung. Voll Leidenschaft eifert sie gegen die mechanische Auffassung der Erziehung, die Kinder wie unorganische Wesen behandelt, die mit toten Ziegelsteinen ein Gebäude, die Gesellschaft aufrichten will, anstatt mit lebendigen Zellen einen Organismus zu bauen. Mit einem Zorn, der uns an Multatulis Kampf gegen Unverstand und falsche Sittenbegriffe erinnert, geißelt Ellen Key die bisher meist verbreitete Art der häuslichen und der Schulerziehung, die da meint, das Beste zu thun mit strenger Strafe für kleine Vergehen, die oft gerade Anzeigen von einer starken Natur sind." (Nationalzeitung.)

„Essays": Ein Buch, das nicht bloß in die Zukunft schaut, sondern auch Zukunft verbürgt; denn Ideale, so klar erfaßt, so schön aus dem Bestehenden entwickelt, so froh und sicher vertreten, haben alle Aussicht, Wahrheiten zu werden. Ellen Key ist unter den Frauen, die heute mit der Lehrfeder für ihre Ideale eintreten, ohne Zweifel die gedankenreichste und erleuchtetste. Ein wundervolles Schauspiel, wie diese Frau ihre Wahrheiten bekennt und verkündet. Sie selbst drückt einmal bündig aus, worum der Kampf im Grunde geht „für den tiefsten aller Gedanken, Spinozas Gedanken, daß Freude Vollkommenheit ist". (Die Insel.)

„Die Wenigen und die Vielen": Eine mit blendendem Geiste geschriebene Betrachtung über das Verhalten des Sozialismus zum Nietzscheschen Individualismus leitet den geschmackvoll handlich ausgestatteten Band ein. Es folgen tief gedachte Betrachtungen über das Problem des Egoismus und Altruismus, über die Seelenkunst Ibsens. Als das Hervorragendste des Werkes möchten wir die drei Essays bezeichnen, die mit bilderreicher Sprache tiefgehende Fragen des Rechtes und Unrechtes der Frauen und ihrer Bestrebungen behandeln. Sie enthalten eine Blütenlese von Ansichten, die für Jahrzehnte, ja vielleicht für immer geltende Wahrheiten enthalten.

(Arbeiterwille.)

Gabriele Reuter:

Aus guter Familie. Roman. 12. Aufl. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Frau Bürgelin und ihre Söhne. Roman. 4. Aufl. Geh. Mk. 4,—, geb. Mk. 5,—.

Ellen von der Weiden. Roman. 4. Aufl. Geh. Mk. 3,50 geb. Mk. 4,50.

Frauenseelen. Novellen. 3. Aufl. Geh. Mk. 3,—, geb. Mk. 4,—.

„Aus guter Familie": Es ist dies ein Buch von so aufrüttelnder Wahrheit, so ganz und gar überzeugend, es schreit seine vernichtende Anklage mit so durchdringender Stimme in die Welt, daß man zunächst ganz vergessen wird, nach seinen künstlerischen Eigenschaften zu fragen. Und dennoch ist es künstlerisch in hohem Grade, — einfach ein Meisterwerk.

(Magazin für Litteratur.)

„Frau Bürgelin und ihre Söhne": „Frau Bürgelin und ihre Söhne" ist ein Roman von Wert. Daß Väter und Söhne einander nicht verstehen, das ist schon hundertmal dagewesen. Aber daß eine liebevolle Mutter ihren Söhnen zur Tyrannin wird, daß eine Frau von hoher Bildung und hoher Gesinnung in der Erziehung ihrer Söhne das furchtbarste Fiasko erlebt, an dem sie — und der ältere Sohn beinahe ebenfalls — zu Grunde geht, das in einem höchst fesselnden und die ganze Tragik eines solchen Verhältnisses erschöpfenden Romane darzustellen, war der talentvollen und künstlerisch gewissenhaften Gabriele Reuter vorbehalten. (Berner Bund.)

„Ellen von der Weiden": „Ellen von der Weiden" ist ein Seelengemälde von unübertrefflicher Feinheit der Ausführung. Trotz des vorwiegend reflektierenden Inhalts ist keine Zeile langweilig, überall begegnet man tiefen und wahren Gedanken und, was die Hauptsache ist, auch wo die Verfasserin die heikelsten Themata berührt, bleibt sie immer dezent, so daß das Buch auch denkenden jungen Damen unbesorgt in die Hände gelegt werden darf. Das Buch kann als ein geistvolles, durch keine Lasziviät getrübtes Kompendium dessen betrachtet werden, was von den Frauenrechtlerinnen über die Frauenfrage und alles, was mit ihr zusammenhängt, geschrieben worden ist.

(St. Petersburger Zeitung.)

Emil Strauß:

Menſchenwege. Zwei Erzählungen. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.
Der Engelwirt. Eine Schwabengeſchichte. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.
Freund Hein. Roman. 6. Aufl. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

„Der Engelwirt": „Der Engelwirt" iſt eine Dichtung von echter epiſcher Erzählerkunſt. Der Autor führt mit ſtarkem, vollen Atem, in ungeſchwächter Kraft der Darſtellung ſeinen Stoff zu Ende. Seit geraumer Zeit iſt keine ſo herb-einfache, kraftfrohe, geradlinige Dichtung erzählender Form entſtanden. Hier iſt ein Künſtler zu ſpüren. In dem Buche iſt, als ein Zeichen hoher Vollendung, eine wunderbare männliche Gefühls- und Formhomogenität zwiſchen Fabel und Geſtaltung erreicht. Es iſt keine gedankenloſe Phraſe, wenn auf das Heimatliche des Buches beſonders verwieſen wird; es entſtrömt eine prächtige Echtheit und Bodenſtändigkeit. (Wiener Mode.)

„Freund Hein": ... Der Autor dieſer melodiöſen, ſüßen, melancholiſchen Geſchichte iſt ein wirklich einſamer Künſtler. ... Seine ſtille, tiefgewurzelte Eigenart iſt durchaus deutſch. Ich möchte ihn zu den erſten Erzählern unſerer Sprache geſellen. Jedenfalls ſteht er unter den heutigen wie ein Stamm zwiſchen Rohrgewächſen. — „Freund Hein" iſt Straußens viertes Werk. Die gewaltſame Anhimmelung des „Jörn Uhl" könnte vor der ſchlichten Größe dieſer wundervollen Dichtung das Erröten lernen. Hier iſt ſparſamer Reichtum, gelaſſene Kraft, milde Trauer, Rhytmus, Stil. Von einem Knaben wird erzählt, der ſterben muß. Der Tag zermalmt ihn. Wir ſehen ihn erwachſen wie eine zu ſchwere Frucht, die nicht reifen kann. Die höchſte Gnade wird ihm: reines Künſtlertum. Aber er iſt ein Schulbub und ſoll die Mathematik erlernen. Die Eltern ſind neben ihm, ohne ihm nahe zu kommen. Und die Lehrer ſind über ihm und haben Macht ohne Einſicht. So geht er hin und tötet ſich. Die ganze Herbigkeit des Frühlings, des gefährlichen Frühlings, iſt in dem Buche.

(Das litterariſche Echo.)